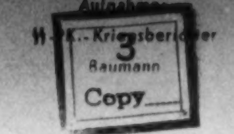
Junge Welt

BERLIN
MAI 1942
JAHRGANG 4
HEFT 5



Der Sommer ist die Zeit des deutschen Soldaten

30 Pf.

DIE REICHSZEITSCHRIFT DER HITLER-JUGEND



Die Männer kehren vom Einsatz zurück. Noch ist der Ernst nicht von ihnen gewichen, die Spannung hallt in ihnen nach, der Atem des Kriegerischen ist noch um sie!



DAS UNERMESSLICHE

Ich weiß nicht genau, wann es geschah und wo es geschah. Ich weiß nur, daß es geschehen ist. Es war im Winter, im nördlichen Abschnitt der Ostfront. Es kann sein, daß es sehr kalt war, daß der Sturm den Schnee vor sich hertrieb und man auf fünfzig Meter nichts mehr unterschied. Es kann aber auch sein, daß es ein klarer Tag war und die Kälte die Luft wie in einen starren Glasblock verwandelt hatte. Alles dies genau zu wissen, ist nicht notwendig für das, was geschah.

Im Zuge einer jener überraschenden Angriffe, die in diesem Teile der Front so oft verwirrende und zunächst unübersichtliche Situationen schafften, in denen sich der deutsche Soldat immer schneller zurechtfand als der bolschewistische, wurde ein deutscher Granatwerfertrupp mit seinem Gerät und seiner Munition gefangengenommen. Ein bitteres und schmerzliches Schicksal für dieses Häuflein deutscher Soldaten, deren Mut allerdings auch jetzt noch nicht gesunken war und die ihre ganze Hoffnung auf ihre Kameraden setzten, die diesen Angriff der Sowjets doch gewiß mit einem Gegenstoß beantworten würden.

In der Tat, so geschah es. Das deutsche Bataillon trat zum Angriff an, und der in die deutschen Linien eingebrochene Haufe von Bolschewisten geriet in eine bedrängte, ja fast aussichtslose Lage. Dies nicht zuletzt deshalb, weil ihnen schwere Infanteriewaffen fehlten. Schon sahen die deutschen Soldaten, die auf so unglückliche Weise in die Gefangenschaft der Sowjets geraten waren, den Augenblick ihrer möglichen Befreiung gekommen, als ein sowjetischer Kommissar in Begleitung von zwei Offizieren der roten Armee auf sie zutrat und ihnen befahl, ihren eigenen Granatwerfer in Stellung zu bringen und das Feuer auf die anstürmenden Deutschen zu eröffnen.

Wir wissen nicht genau, welche Gedanken dieses teuflische Ansinnen in den Herzen der Gefangenen auslöste. Sie sollten mit ihrem eigenen Granatwerfer, mit ihren eigenen Granaten auf die Kameraden schießen. Der Kommissar und die Offiziere, in ihrer verzweifelten Lage auch dies Letzte versuchend, drohten ihnen, sie auf der Stelle zu erschießen, falls sie sich weigern würden. Sie zogen ihre Pistolen und befahlen ihnen zu feuern.

So war im Getriebe des Gefechtes ein Augenblick entstanden, eine Sekunde, die in ihrem Konflikt so gewaltig war,

daß den Gefangenen aller Lärm und alles Leben ringsum versank. Es gab hier keinen Ausweg. Die Pistolen der Bolschewisten drohten hinter ihnen; doch nie, das wußten sie, würden sie es fertigbringen, auf die eigenen Kameraden zu schießen. Was nun folgt, ist nicht leicht zu begreifen, und die Entscheidung, die in den Männern heranreifte, wuchs nicht im Wirbel vielfältiger Überlegungen, sondern in jener einfachen, nackten und männlichen Atmosphäre, in der jenseits von Freude und Leben die wahren Heldentaten der Front geschehen.
Der Führer des kleinen Häufleins hatte sich entschieden. Es war ihm nichts anzusehen, er wurde nicht blaß. Wie hätte man in dem verdreckten und bärtigen Gesicht eines im Graben und im Gefecht befindlichen Landsers einen solchen Ausdruck feststellen können? Vielleicht, daß es in seinen Augen blinkte, vielleicht, daß seine Stimme etwas heiser war, ich weiß es nicht. Er winkte die beiden Jüngsten zu sich heran und sagte, nachdem er die Aufstellung des Granatwerfers vorgenommen hatte: „Ihr geht zurück, ihr seid Munitionsträger, aber geht weit, weit zurück." Mehr sagte er nicht. Und dann knieten sie am Gerät. Die Bolschewisten hockten ihnen im Nacken, die Mündungen der Pistolen in die Rücken gedrückt. Sie stellten den Werfer ein, dann steckte jener deutsche Soldat eine Granate hinein und ließ blitzschnell die zweite folgen, daß so die beiden aufeinander gesteckten Granaten, zur Entzündung gebracht, im Rohr krepierten und mit einem Hagel von Sprengstücken sowohl die Deutschen als auch die teuflischen Bolschewisten töteten. In der entstehenden Verwirrung und im Verlaufe des siegreichen Angriffes des deutschen Bataillons gelang es den beiden Jüngsten dieses Trupps, zu ihren Kameraden überzulaufen.

GEDANKEN, BILDER und BEISPIELE

Könnte man sagen, das Bild unserer Zeit bietet sich dar wie ein riesiges Mosaik? Aus zahllosen Einzelbildern fügt sich das Gesamtbild unserer großen Gegenwart. Im einzelnen das Große aufzuspüren, selbst wenn es auf den ersten Blick alltäglich erscheint, soll der schöne Zweck dieses Blattes sein.

Eine alte Frau schreibt einen Brief

Als eine Überraschung für den ganzen Zug wurde am Weihnachtstage, den wir in Eis und Kälte in einem Dorf der Waldaihöhen verbrachten, eine Menge von Päckchen verteilt, die alle die Anschrift „An einen unbekannten Soldaten" trugen.
Es trug sich zu, daß einer unserer Fahrer ein solches Päckchen erhielt. Er war ein Mann, der von allen seiner Zuverlässigkeit, seines grundgutmütigen Wesens sowie seiner Bärenkräfte wegen gern gelitten wurde. In diesem Päckchen, das er erhielt, befand sich in sorgfältiger Verschnürung eine Wollweste.
Da hatte ein altes Mütterchen mit einem guten Herzen einen Brief geschrieben, daß ihr einziger Sohn gefallen sei und sie einem unbekannten Soldaten an seiner Stelle einen herzlichen Weihnachtsgruß übersende. Art und Ton dieses Briefes waren so schön, daß W., unser Fahrer, sich noch am gleichen Tage hinsetzte und der einsamen alten Frau im fernen Deutschland einen Dankbrief schrieb.
Und nun ist die Antwort gekommen. In diesem Brief teilt die alte Mutter mit, daß sie einen Bauernhof besitze, der in ihrem Sohn seinen Herrn verloren habe, und ob er, jener unbekannte Soldat, dem sie nun diesen Briefe schreibe, nicht den Hof übernehmen wolle. Ihm wolle sie ihn schenken.
Fast bestürzt, aber von der Gläubigkeit und dem Vertrauen dieser alten Frau auf das mächtigste berührt, kam der Soldat zu seinem Oberleutnant und sagte: „Herr Oberleutnant, ich soll einen Bauernhof übernehmen!" „Sind Sie denn ein Bauer?" fragte der Oberleutnant. Er war es nicht, er war aus dem Baufach, und er wolle darin bleiben. So überlegten sie alle hin und her, bis sie an einen Kameraden dachten, der zur Zeit im Lazarett lag, keine Eltern mehr besaß und überhaupt ein Einsamer und Alleinstehender war. Dabei hatten wir ihn alle als tüchtig, zuverlässig und unermüdlich kennengelernt. „Ja", sagten alle, „ihm müßte man den Hof geben."
So haben sie ihm einen Brief in das Lazarett geschrieben und einen anderen an die alte Mutter in Deutschland, die ihren Sohn im Osten verlor und seinen Hof wieder in die Hände eines Soldaten legen wollte.

Ein Mädchen kam mit einem Blumenstrauß

Seit nunmehr zwei Jahren lag ein Soldat im Lazarett, und seine Genesung war mühevoll und langwierig. Aber er verlor den Mut nicht. Es mochte sein, daß es ihm in der ersten Zeit schwer gefallen war, das Leben und die Welt aus seinem Krankenhausfenster heraus zu betrachten. Aber kämpfend mit sich selbst, mit seiner Unruhe und mit seinem Herzen war er ein Mann geworden, dem die Überwindung seiner Wünsche das Gesicht geformt hatte.
Eines Tages kam ein BDM.-Mädchen und brachte ihm einen Blumenstrauß und einen Hauch von Leben mit. Sie besuchte ihn öfter und brachte es zuwege, daß jener Soldat immer beharrlicher auf sie wartete, und im Austausch von Rede und Antwort, unter Lachen und Erzählen kam beiden einmal ein Moment, da sie wußten, daß dieses mehr ist als eine Reihe von Plauderstündchen. Der Soldat schwieg darüber, weil er nicht reden zu können glaubte. Aber dann redete sie davon, und so brav und tapfer, so zurückhaltend und so offen, wie nur ein junges Mädchen sein kann, wenn in ihrem lachenden Auge zugleich eine Träne leuchtet. Überdies läßt sich keine Sache so wenig zurückhalten und verheimlichen wie die Liebe zwischen jungen Menschen.
So beschlossen sie, sich zu verloben. Im nahen Sommer wird er wieder gehen können und sie ihn am Arme führen.

Unterwegs sagte einer etwas dahin

In einem Zuge beugte sich ein älterer Herr ein wenig vor, um mit einem Soldaten zu sprechen. Und er äußerte im Laufe eines sanft geführten Gespräches, daß der Krieg doch wohl die Soldaten ein wenig verwildern lasse.
Und der Soldat sagte darauf, was er sich schon lange überlegt hatte und worauf er die Antwort nicht etwa suchen mußte: „Mein Herr", sagte er, „es ist wahr, der Soldat an der Ostfront lebt einfach, ja, er lebt beinahe wie der erste Mensch. Er muß von vorn anfangen im Hüttenbauen, im Feuerentfachen, im Kartoffelrösten, und alle Tätigkeiten zwingen ihn zu einer Vereinfachung seiner Anschauungen und Ansprüche. Sie haben recht, wenn Sie bemerken, daß das Kriegsleben den Soldaten ursprünglicher oder, wie Sie sich ausdrücken, wilder macht. Aber danken Sie Gott, daß wir es können. Denn wären wir ein weiches, empfindsames Volk, wären wir an den Fleischtöpfen der Zivilisation verkümmert, dann hätten wir den furchtbaren, nun hinter uns liegenden Winter niemals überstehen können. Danken Sie Gott, wenn wir immer noch etwas rauher sein können als die Sowjets und immer noch ein wenig härter sind und fester als die Bolschewisten und daß wir immer noch ein wenig mehr ertragen können als sie."
Es ist nicht klar, ob jener ältere Herr genau verstanden hatte, was ihm der Soldat sagte, und er äußerte eine zweite Befürchtung, ob nicht die Kultur in ihrem Bestand gefährdet sei. Er könne verstehen, daß den Soldaten nur der Sinn nach leichten beschwingten Liedern stände, daß sie, mitten in der Härte ihres Kampfes, nicht nach der Schwere großer Literatur dürsteten. Aber doch müsse man diese bedauern. —
Der Soldat antwortete zum zweitenmal. „Mein Herr", sagte er, „ich komme aus der Mitte meiner Kameraden, und ich weiß, daß nirgendwo die Sehnsucht nach guter Musik oder nach einem guten Buch so groß ist wie an der Front. Denn was dort erlebt wird, ist so ungewöhnlich, daß man die Kunst wie als einen Ausgleich braucht. Glauben Sie nicht, daß ein Soldat die Schrecklichkeit und die Größe seiner Erlebnisse mit einer Schlagermelodie wegdudeln will, irgendwann einmal hört er gute Musik, und dann lösen sich in ihm die vielen Fragen, die in seiner Brust aufgestiegen sind. Ich habe einmal die Leonoren-Ouvertüre gehört, es war an einem Sonntagmorgen. Der Radioapparat befand sich in einem jener Bunker, die wir metertief unter der Erde angelegt hatten. Die Tür war so wenig dicht, daß der Wintersturm uns den Flugschnee hereinwehte. Fern rollten Abschüsse und Einschläge der Artillerie. Und dann sitzt man verdreckt, verlaust und ungewaschen und jederzeit gewärtig, das Gewehr von der Wand nehmen zu müssen, um hinauszustürzen, und hört solche göttliche Musik. Ach, was soll ich Ihnen sagen? Vielleicht ahnen Sie, was ich sagen will!"

Die Sonne ging auf

Ein Batteriechef von der Eismeerküste saß kürzlich mit einigen Freunden in einem Café, und er erzählte, wie sie im Januar zum erstenmal wieder die Sonne gesehen hätten.
„Ach", sagte er, „es war vollkommen Nacht. Nur so um die Mittagszeit eine kleine Dämmerung. Doch sahen wir immer die Sterne, wenn der Himmel nicht bewölkt war. Und eines Tages kam einer gelaufen. ‚Obersturmführer', rief er, ‚die Sonne ist da!' Wir ließen alles liegen und stehen und rannten hinaus. Und siehe da! Fern über dem Horizont in einem Einschnitt in der Bucht von Kirkenes sehen wir die Sonne, ein kleines, blasses, rotes Ding. Und alle standen und starrten die Sonne an, die für vier Minuten über dem Horizont erschien und dann wieder in der Dämmerung erlosch. Einige waren auf das Dach der Baracke gestiegen, weil sie meinten, von dort aus die Sonne länger sehen zu können.
Und dann bin ich nach Berlin gefahren. Immer weiter südlich kam ich. Und in Drontheim schon gingen die Leute im Scheine der Sonne spazieren und sahen sich nicht um. Und in Berlin erst stand die Sonne schon hoch über den Dächern, niemand starrte hinauf." Der Obersturmführer lächelte ein wenig und sagte: „Und da meine ich, uns, uns Männern von der Eismeerküste, ist die Sonne geschenkt worden an jenem Januartage in diesem Jahr."

Der Traum von den Ruinen

Ein Soldat stand in Pleskau, einer fast völlig zerstörten Stadt, vor der Ruine eines Hauses und starrte hinauf, und im ersten Stockwerk saß in der grimmigen Kälte des Wintertages auf den Resten einer zerschossenen Etage eine alte Frau. Sie hob sich vom bleichen Himmel als ein schwarzer Fleck ab. Von irgendwelchen Resten hatte sie ein Feuer entfacht und saß nun und wärmte sich die Hände.
Dies erschien dem Soldaten als ein so erschütterndes Bild, daß er seine Kameraden anstieß: „Mensch, seht, das ist nun eine große Stadt. Es steht fast kein Haus mehr, und dort in der ersten Etage sitzt eine alte Frau und wärmt sich die Hände."
Und so, als begriffe er jetzt erst und plötzlich die Gewalt des Krieges und die Härte des Schicksals, stieg die Erkenntnis in ihm auf: Hätten nicht unsere deutschen Städte so aussehen können? Und als ob er sich inmitten eines bösen Traums befände, übertrug er im Geiste jegliche Zerstörung, jegliches Elend und jegliche Not auf die Heimat. Er sah sich unter den Trümmern seiner Heimatstadt wandeln und dachte: Könnte es nicht meine Mutter sein, die dort oben auf einem zerschossenen Haus sitzt und sich die Hände wärmt?
Und er nahm sich vor, wenn er einmal zurück in die Heimat komme, dann wolle er sagen: Seid froh, daß für uns dies alles nur ein Traum ist.

Ein Oberleutnant sagt...

„Meine besten Melder und Schreiber waren Hitler-Jungen. Wahrhaftig, das muß ich sagen, ich kenne die Hitler-Jugend selbst nicht so genau. Ich lernte sie kennen an ihren Auswirkungen, und wo ich einen Tapferen in meiner Kompanie hatte, da kam er aus der Hitler-Jugend. Ich halte die Arbeit der Hitler-Jugend für sehr gut, und ich möchte von allen wünschen, daß sie durch die Ertüchtigungsarbeit der Hitler-Jugend gegangen wären. Sie können schießen, sie können marschieren, und überhaupt sie finden sich in jeder Lage schnell zurecht. Sicher kommt das von den Fahrten und Lagern, wo sie wohl gelernt haben, auf sich selbst gestellt zu sein."



Die finnische Landschaft ist groß, erhaben und ruhevoll

Was mir ein Finne erzählte

Rovaniemi ist eine Stadt in Nordfinnland und liegt auf dem Polarkreis. In dieser Stadt trafen wir eines Tages in einer Ravintola, einer finnischen Gaststätte, einen Mann.
Wir waren hingegangen und suchten einen Platz, aber es war fast unmöglich, da der lange, rechteckige, schmucklose Raum überfüllt war. Rovaniemi ist eine einfache Stadt, und an abendlichen Anziehungspunkten gibt es nur sehr wenige. Auch dieses Lokal enthielt sich jeder äußeren Pracht, es besaß an der Straßenseite eine Reihe großer Fenster, während die übrigen Wände weiß gekälkt waren. An der Stirnwand dieses Raumes befand sich ein Klavier, das von einem offenbar energischen Soldaten unter die Fäuste genommen wurde. Das Klavier gab her, was es hergeben konnte, und diese Musik im Verein mit dem Sprechen der Menschen schaffte einen Lärm, der im ersten Augenblick verwirrte. Und wie wir, vom Lärm betäubt, im Rauch des Lokals nach einem leeren Tisch suchten, fanden wir nur einen Platz: wir mußten uns zu einem Finnen an den Tisch setzen. Dieser Finne hatte eine Flasche Bier vor sich stehen und begnügte sich damit offenbar, denn er sah sich nicht um, er sprach mit niemandem, er hockte nur auf seinem Stuhl. Sein Gesicht war rauh und lederartig, wie man es oft bei den waldgewohnten Finnen beobachten kann. Ich schätzte ihn auf den ersten Blick für einen Soldaten.
Wir Deutschen unterhielten uns über Petsamo, und bei dem Wort Petsamo horchte der Finne auf. Es stellte sich heraus, daß er die deutsche Sprache verstand und beherrschte.
„Ach", sagte er, „Sie waren in Petsamo? Auch ich komme von Petsamo, in Rovaniemi bin ich zu Haus, neuerdings", fügte er hinzu, „ich will meine Frau besuchen." Dann sah er uns an, als wolle er ermessen, ob wir es wert sind, daß er weiter zu uns spricht. Er sagte langsam, uns dabei in die Augen sehend: „Ich habe sie lange nicht gesehen, und ich habe Angst davor. Ich bin heute aus Petsamo gekommen und wußte nichts anderes zu tun, als hierher zu gehen, um eine Flasche Bier zu trinken."
Wir hätten wohl lachen müssen, zumindest wäre es verständlich gewesen. Aber er hatte etwas im Auge, das uns das Lachen in die Münder zurückstopfte. Er sagte: „Ich habe meine Frau zwei Jahre nicht gesehen, das kommt, weil ich im Kriege war, nicht nur in diesem, schon im Winterkrieg."
Da sahen wir nun einen Finnen, der schon den heldenhaften Winterkrieg mitgemacht hatte. Wir baten ihn, davon zu erzählen, denn auch wir würden ja nun den Sowjets in Karelien einen Winterkrieg liefern. — Aus dem, was wir gehört hatten, was wir lasen und was uns die Ahnung zutrug, sahen wir im finnischen Winterkämpfer etwas Heldenhaftes.
Dann erzählte der Finne, bruchstückweise zunächst. Er mußte im Gedächtnis suchen, was es wohl vertrage, daß er es uns erzähle. Denn dem Krieger liegen alle Eindrücke lose nebeneinander, er ordnet nichts, er erlebt nur alles. Und was er erlebt, sinkt in ihn hinein, und die Zeit selbst hält ihm das Tiefste dem Herzen am nächsten.



Bild Mitte: **Die Minute vor dem Angriff des Stoßtrupps. Es ist zwei Uhr morgens, und die Sonne scheint schon**



Der finnische Krieger ist waldgewohnt, zäh und ausdauernd. In den Wäldern Kareliens hat er sich unsterblichen Ruhm erworben

„Wir lagen eines Tages im nördlichen Finnland, und draußen fror es Stein und Bein. Das Thermometer zeigt fast 50 Grad Kälte. Dies war eine Kälte, die den Krieg behinderte. Wer will heute kommen, dachten wir und zogen uns in die Hütten zurück, heizten den Ofen und stellten die Gewehre an die Wand. Aber plötzlich rief einer: Hört ihr nichts? Und siehe, wir hörten Flugzeuge. Und wenn damals ein Finne Flugzeuge in der Luft hörte, dann suchte er das nächste Deckungsloch, denn es konnte sich nur um russische handeln. Wir hauchten ein Loch in die vereiste Scheibe und sahen hinaus. Dann schrie einer: Sie lassen etwas fallen! Sie werfen etwas ab! Und indem wir standen und starrten und unsern Augen nicht trauten, begriffen wir das Ungeheuerliche: die Sowjets warfen bei einer eisigen Kälte von fast 50 Grad Fallschirmjäger ab. Da standen wir natürlich auf, griffen die Gewehre und stürzten hinaus. Die Luft war ganz klar und schnitt wie Glas in den Gesichtern. Aber die 300 Fallschirmjäger der Sowjets erfroren schon in der Luft, daß sie nachher wie Stangen im Schnee standen und nur wenige noch mühsam zu kriechen vermochten, die wir dann erschossen. Wir haben diese 300 Fallschirmjäger begraben, Sie können ihren Friedhof heute noch in jener Gegend besichtigen."

Der Mann am Klavier spielte einen Schlager nach dem andern. Er war ein lustiger Patron und weiß Gott nicht zimperlich. Er lachte seinen Kameraden zu, die ihn anfeuerten, all seine Kräfte im Dienste dieser Musik aufzubieten. Und durch den Qualm der vielen Papyrossi sahen wir das unbewegliche, steinharte Gesicht dieses Finnen, der uns von jener Zeit des Winterkrieges berichtete.

„Ach", sagte er, „der Winter ist unsere große Zeit. Wo sehen Sie einen Finnen, der nicht mit Schiern umzugehen verstünde, wo könnte nicht einer 24 Stunden ununterbrochen laufen, wo könnte nicht einer mit einer Hand voll Brot auskommen, wo will ihn jemand übertreffen in seiner Zähigkeit? Und sehen Sie, wir fühlen uns so sicher, wie sich Wölfe sicher fühlen, wenn sie eine Herde umschleichen. Denn eine Herde schwerfälliger Tiere waren für uns die sowjetischen Kolonnen, in die wir einbrachen, überfielen und die wir in ihrer Bewegung lähmten. Wir wußten, was wir zu tun hatten. Wenn wir auf einen Verband stießen, dann haben wir ihnen den Nachschub vernichtet, die Feldküchen weggenommen und alles das, was ihnen das Leben ermöglichen sollte. — Einmal fand ich mit meinem Spähtrupp ein Regiment Russen; sie lagen und schliefen. Wir gingen hin und stießen sie mit den Füßen an, daß sie wach werden sollten. Aber sie wurden nicht wach, sie waren schon tot. Es sind viele von ihnen in den Wäldern umgekommen und verdorben. — Und einmal stieß ich mit meinem Spähtrupp weit in das Land der Sowjets vor. Wir gerieten in einen Hinterhalt und wurden gefangengenommen. Man führte mich vor einen so-

(Fortsetzung Seite 22)

Bild unten: **Mitternächtliche Stimmung an einem See in Karelien**



DIE *eiskalte* SEKUNDE

Wir waren vier Mann. Wir fuhren nach Tilsit und hatten eine Strecke zu fahren, die alle Stationen enthält, angefangen von der eisigen, verschneiten Front über die Etappenstädtchen, die sich als öde Trümmerhaufen erweisen, über die baltischen Länder hinweg bis nach Tilsit, wo der verdreckte Soldat vom Trittbrett des Zuges herab auf den Boden springt und ihn küssen möchte.

Wir dachten an die Heimat, der wir entgegenfuhren. Wir hatten Glück gehabt, daß wir so schnell vorwärtskamen, denn wir befanden uns in einem Lazarettzug, der in steter, behender Fahrt, ohne allzu große Aufenthalte der Heimat zufuhr. Daß wir als Unverwundete den Lazarettzug benutzen durften, war ein Geschenk des Zufalls. In einem der Wagen war die Heizung ausgefallen, und in jenem, für die Verwundeten unbenutzbaren Wagen hatten wir uns eingerichtet. Allerdings war es kalt, die Decke, der Boden und die Fenster glitzerten vor Eis. Wenn wir den Mund aufmachten, quoll uns der Atem in einer weißlichen Fahne hervor. Aber wir hatten Erfahrung darin, mit Charakter zu frieren, und die Heimat leuchtete uns voran. Wie hätten wir Zeit haben sollen, uns zu bejammern! Als wir so verharrten, ein heißes Pfeifenköpfchen zwischen den Händen, entsann sich der eine dieser oder jener Geschichte, die ihn besonders beeindruckt hatte. Und im steten Wechsel von Erinnerung und Erzählung hörte ich eine Geschichte, die, wenn ich sie auch nicht selbst erlebte, mich gleichfalls bewegte wie alles, was an der Front passiert, der Soldat am besten versteht, weil er die Dinge kennt und die Elemente des Winters, des Krieges und der Stimmung, aus denen heraus die Geschehnisse erwachsen.

Da war ein Flakgeschütz weit vor die Front gezogen worden, um einen nahe an der Front liegenden Bahnhof, den wir als Endstation des Nachschubweges benutzten, zu beschützen. Die Geschützstellung befand sich an der Spitze eines Keils, der von der Hauptkampflinie aus mehrere Kilometer in die bolschewistische Front vorgestoßen war. Es war selbstverständlich, daß dies wahrhaft ein Pfahl im Fleisch der Bolschewisten war, daß sie unablässig versuchten, diesen Keil einzudrücken und unsere Besatzungen zu überwältigen. Tag um Tag wiesen die deutschen Soldaten die Angriffe der Roten zurück. Die Männer am Geschütz durften keine Stunde müde sein. Es war kalt, der Wind brauste um den Hügel, auf dem das Flakgeschütz in Stellung gegangen war. Hinter ihnen befand sich ein elendes russisches Dorf, dessen Dächer so niedrig und so von Schnee bedeckt waren, daß man sie kaum zu unterscheiden vermochte. Alles in allem bot sich das Land dar, ohne einen Punkt, auf dem das Auge hätte in Freude verweilen können. Nichts ist imstande, zu schildern, was an Entsagung und tapferem Aushalten die Männer aufzubringen hatten.

Und eines Tages begann in früher Morgenstunde ein erneuter Angriff der Bolschewisten. Ganz plötzlich überfielen sie die Stellung und das Dorf. Lautlos hatten sie sich, mit weißen Tarnhemden versehen, hineingeschlichen und schossen aus nächster Nähe den Posten um, der am Geschütz stand und gerade noch Zeit hatte, Alarm! zu rufen, als er zu Boden sank. Ehe jedoch die Bedienungsmannschaft aus dem Erdbunker herauskommen konnte, waren die Bolschewisten über sie gekommen. Die ersten Schüsse peitschten

in den Eingang, so daß den Soldaten nichts anderes übrig blieb, als die Tür zu schließen, denn schon fiel die erste geballte Ladung in diesen Eingang, und wie ein Wunder schien es ihnen, daß die Tür standhielt. Dennoch war ihre Lage keine beneidenswerte. Unter der Erde eingeschlossen und ohne Möglichkeit, sich wirksam verteidigen zu können, harrten sie der kommenden Dinge. Denn über die Stellung hinweg waren die Bolschewisten gegen das Dorf vorgestoßen, und auf dem Dach ihres Bunkers stellten die Russen einen Granatwerfer auf, mit dem sie in das Dorf schossen.

Wenngleich alle hofften, daß ein Gegenstoß die eingebrochenen Bolschewisten wieder zurückwerfen würde, so fühlten sie doch ingrimmig die Aussichtslosigkeit und Beengtheit ihrer Lage. Sie hatten sich alle mit Waffen versehen und waren bereit, ihr Leben so teuer wie möglich zu verkaufen. Nichts von Schwäche und Verzweiflung war an ihnen zu bemerken, dazu waren sie schon zu lange an der Front, und längst besaßen sie jene Stimmung, die alle diejenigen auszeichnet, die zwischen den Welten leben, denen die Heimat fern und der Tod nahe ist. Solange jedoch in den Adern das Blut pulst, solange lebt man noch, und solange ist keine Lage auswegslos. Das ist die Erfahrung der Front.

Und doch überlief es jeden einzelnen von ihnen kalt, als die Bolschewisten, gewillt, diesen Bunker unter allen Umständen auszuräuchern, durch den schräg nach oben führenden Lichtschacht, der nur mit einer dünnen Autoscheibe abgedeckt war, eine Handgranate in den Bunker warfen. Alle fuhren auseinander, starrend vor Schreck auf dieses grau-grüne Ding, das mit todbringender Ladung in ihre Mitte gefallen war. Was war zu tun? Die Gedanken jagten sich. Sie hatten keine Zeit, lange zu überlegen, denn in Bruchteilen von Sekunden mußte die Granate detonieren. Nirgendwo gab es eine Deckungsmöglichkeit, Auge in Auge befanden sie sich mit dem Tod. Und so, wie auch im verzweifeltsten Augenblick sich immer noch jemand findet, der bereit ist mit seinem Witz, mit seiner Geistesgegenwart auch den Tod noch zu übertrumpfen, stürzte nun einer von den Schreckerfüllten vor. In einer Zeitspanne, die er später nicht hatte beschreiben können und die eine Sekunde oder ein Jahr sein konnte, hatte es ihn durchzuckt, daß er fast willenlos und nur getrieben vom kriegerischsten Instinkt tat, was zu tun das letzte und einzige war. Er nahm einen Schemel, drehte ihn um, warf sich auf die Handgranate und wartete, was das Schicksal sich zu tun entschlossen hatte. Im Kreise standen die andern, an die Wand gedrückt und hinsehend auf diesen Mutigen, der aus ihrer Mitte hervor das Leben aller in seine Hände genommen hatte.

Die Handgranate detonierte, der Schemel zerfetzte, aber niemand war verletzt, nur derjenige, der den Schemel in seinen Fäusten gehalten hatte, war von einigen leichten Splittern in den Oberschenkel getroffen worden. Mit den abgesprengten Stücken des Schemels in der Hand, stand er auf und sah durch den Qualm hindurch die Gesichter der anderen.

Die Bolschewisten glaubten, da sich nun nichts mehr im Bunker rührte, daß die Besatzung vernichtet sei. Und als dann kurz darauf der deutsche Gegenstoß einsetzte, die Bolschewisten zurückgeworfen wurden, kamen die Männer, denen die Tat eines einzelnen das Leben gerettet hatte, wieder hervor an das Licht des Tages. Sie machten nicht viel Worte, aber dieses Erlebnis gehört wohl zu denjenigen, die sich ihnen unverlierbar ins Herz senken.



ICH SEHE MICH UM

Ich komme vom Osten zurück. Ich fahre mit einem Zug, der von Schnee und Eis weiß bestäubt ist. Ein Zug, der endlos über die östlichen Lande rollt. An Station um Station vorbei, begrüße ich in Tilsit die Heimat.

Es kommt da wohl ein Moment, da möchte sich einem die Zunge lockern, da möchte man reden und sagen: „Ach, wie schön ist es in der Heimat!" Und man möchte die biederen Ostpreußen umarmen, die halb verschlafen zur morgendlichen Stunde auf ihre Züge warten und denen das Leben und der neue Tag etwas Alltägliches sind.

Aber man sagt dann wohl nichts. Vielleicht, daß die Augen glänzen und daß man ein wenig aufgekratzter ist. So setzt man im D-Zug die Fahrt nach Berlin fort. Es hüllt einen das vertraute sichere Leben ein, so als habe man einen schrecklichen Film gesehen, und tritt nun wieder in das normale und stetig abrollende Leben ein. Man kommt nach Haus und erzählt wohl dieses und jenes, man tut all die Dinge, die jeder tut, wenn er aus dem Osten zurückkommt. Ich lasse mein Zeug waschen, ich ziehe reine Wäsche an, ich setze mich in einen weichen Sessel und höre Radio und erschrecke nicht mehr vor jedem Geräusch, das in der Luft ist und das sicher nur von einem vorbeirollenden Zug oder von einer Straßenbahn herrührt.

Und dann sitzt der Vater in seiner Ecke, er hat seine Brille auf, und die Mutter hantiert am Ofen und bringt Unmögliches zuwege und tischt immer neue Sachen auf und sagt dann lächelnd: „Ach, Junge, wir haben es ja, iß nur!"

Der Vater raucht seine Pfeife, liest seine Zeitung und hört am Radio, was in der Krim passiert und bei Murmansk und sieht ab und zu auf seinen Sohn, daß er ein wenig den Mund auftue. Aber darin sind wir wohl alle störrisch. Man redet nicht viel. Vielleicht, weil man weiß, daß sich alles gar nicht so erzählen läßt, wie man es erlebte. Wollte ich einige Dinge, die so tief im Herzen liegen, in den Mund nehmen, so wären sie roh, halbfertig und unbefriedigend. So sage ich nichts; denn ich habe ja auch genug zu tun, und ich sehe mich um, wie es nun aussieht, hier am alten Platz.

Denn ich bin Hitler-Jugend-Führer. Ich brenne darauf, meine Jungen wiederzusehen, zu erfahren, was sie machen, von welchen Gesinnungen sie erfüllt sind, ach, der größte Teil aller meiner Hoffnungen und Zuversichten ist bei meinen Jungen. Ja, ich habe das Gefühl, als gäbe es einen Ausweg, das Unaussprechbare im Herzen dennoch los zu werden, indem ich es auf meine Jungen übertrage. Ich habe ja so viel erfahren. Ich will nicht aufzählen, was alles; aber ich meine, es täte mir gut, wenn ich vor meine Jungen hinträte und zu ihnen sprechen könnte, oder wenn ich mit ihnen auf eine Wiese ziehen und sie kommandieren würde.

So frage ich dann meinen Vater, der eine Brille aufhat und eine Zeitung liest, was denn die anderen machen, die wie ich in unserer Stadt ihre Jungen geführt haben, die ich von zahllosen Aufmärschen, Sportfesten und Sommerlagern her kenne.

Und da nimmt der Vater seine Brille ab, putzt sie bedächtig und sagt dann: „Ja, der Heini ist gefallen, der Werner ist verwundet..."

Er hört nicht auf zu erzählen. Er hat eine ganz stille, beinahe gelassene Stimme dabei. So ergibt es sich, daß viele meiner Kameraden nicht mehr sind. Ich denke, wie ist das möglich? Ihr Lachen ist verweht? Ihre ganze Freude, ihr ganzer Arbeitseifer, ihre Hingabe sollen nicht mehr sein? Es ist mir, als klingen die Worte noch in der Luft, Worte, denen ewige Zuversicht und ewige Hoffnungen eingewebt schienen. Waren wir nicht alle junge Welterstürmer? Dies und jenes wollten wir erreichen, und in all unseren Zielen da lag das Beste und Schönste. Ich sehe mich um.

„Ja", sagt der Vater, „und der Hans hat nur noch ein Bein. Er trägt eine Prothese. Sie ist ganz gut, aber sie knirscht ein wenig beim Gehen."

„So", sage ich. „Aber", meint der Vater, „er ist ganz lustig und guter Dinge. Seine Jungen besuchen ihn immer wieder."

Aber was will ich weiter wissen? Es legt sich mir etwas auf das Herz. Es ist, als sei der Sturm unter uns gefahren, die wir als Hitler-Jugend-Führer unsere Jungen geführt haben. Dieser ist nicht mehr, und jener ist nicht mehr, und indem ich am Tisch sitze und die Behaglichkeit des alten Zimmers mich umgibt, denke ich daran, ob die Jungen, die heute unbekümmert ihren Dienst tun und im Sommer wieder auf die Sportplätze ziehen werden, in die Lager und an die Flüsse und an die Seen, ob sie begreifen, was geschehen ist. Aber ich schäme mich dieser Frage wegen, denn sicher werden sie es verstehen. Wie will ich um die Dankbarkeit besorgt sein, die jene ihren Führern zeigen sollen? Wie will ich einem Herzen vorschreiben, wie es sich zu benehmen hat, wenn ich weiß, daß es sich nur benehmen kann, wie es sich benehmen muß. Und darin lag mir plötzlich der Trost, der ich als ein Unverwundeter und noch Lebender unter der alten Garde von Hitler-Jugend-Führern bin, von denen so viele in fremder Erde geblieben sind. Ich weiß es ja, daß ihr Tun und ihre Taten unvergessen sein werden. Man soll nicht über sie reden, sie bis ins einzelne zerkleinern oder sie hervorheben aus der Größe aller Taten, die an den Fronten in Ost und West und Nord und Süd von allen deutschen Soldaten geschehen sind. Aber das weiß ich, daß diese Taten eine Atmosphäre schaffen, eine Luft, in der die heranwachsende Jugend das Atmen lernt, und Geist und Seele sollen gedrängt voll sein in dem Bewußtsein, daß die Hitler-Jugend ihren guten Anteil hat an der Größe unserer Zeit.

Aber was sage ich dies alles? Ist, indem ich dies ausspreche, nicht schon der Gedanke beleidigt, der im Innern bleiben sollte? Ich sollte vielleicht an meinem Tisch sitzen und meiner Mutter ein gutes Gesicht zeigen. Ich sollte die Nachbarn besuchen und ganz und gar ein umgänglicher Mensch sein, der hier erzählt und dort plaudert, daß alle sagen: „Seht, er ist aus dem Osten gekommen, und er ist ein guter Kerl."

Und doch glaube ich, daß ich nicht anders kann, als mich umzusehen, damit mich das Quälende einer ungewissen und halb gedachten Überlegung nicht im Traum überfalle.

Und dann werde ich zu meinen Jungen gehen. Ich will sehen, wie sie ihre Heimabende machen, wie sie antreten und von welchen Plänen sie erfüllt sind. Vielleicht könnte ich ihnen auch etwas erzählen von dem, was ich erlebt habe. Oh, ich weiß, wie sehr sie einem an den Lippen hängen können. Ob ich ihnen erzähle? Ich weiß es noch nicht.



Mit Pinsel und Gewehr



Dem kämpfenden Soldaten ein treuer Kamerad, so könnte man den Kriegsberichter nennen, der mit dem Zeichenstift die Bilder seines Auges festhält. Es gibt dokumentarische Bilder, mit einer hundertstel Sekunde durch eine Linse eingefangen, aber Dokumente der Gesinnung und der Stimmung, wie sie vom Herzen empfunden wird, Dokumente des unbestechlichen menschlichen Auges sind die Arbeiten der Frontzeichner und -maler. Nicht Zivilisten sind sie, sondern Soldaten, die durch dieselbe strenge militärische Schule gegangen sind wie alle Soldaten. Auf diesen Seiten bringen wir nur ein paar der Bilder, die im nun hinter uns liegenden Winter entstanden sind.



AUCH EIN KINDERPARADIES

Diesmal in USA.

Bud Adams, Bildreporter der „New York Times", jagt seinen Ford über die breite, glänzende Autostraße nach Pittsburg. Er ist wütend. „Ich kann Ihren Mist nicht gebrauchen", hatte der Chef ihm gesagt, „bringen Sie mir richtige Sensationen, oder Sie fliegen raus!" Bud Adams spuckt seinen Kaugummi verächtlich auf die Straße. Dem Kerl wird er es schon zeigen. Eine Sensation wird er ihm auf den Schreibtisch knallen, wie sie schon seit Jahren nicht mehr in seinem dreckigen Blatt gestanden hat.

Um Pittsburg herum ist der Himmel schwarz von Ruß. Die Erde ist dunkel von Staub, die Wände der Häuser sind wie gepudert mit Kohle, und die Gesichter der Menschen sind grau. Bei Pittsburg liegen die gewaltigsten Kohlenreviere der USA. Alles ist ungeheuerlich in diesem weiten Gebiet: Der Reichtum der Erde und der Grubenbesitzer, die Menge der geförderten Kohlen, die Tiefe der Schächte und das Elend der zahllosen Arbeiter.

Arbeiter hinter Stacheldraht

Rings um die einzelnen Gruben entstanden Arbeitersiedlungen, die den Werken gehören. Stacheldraht zieht sich in weitem Abstand um diese Quartiere, gesichert und geschützt durch bewaffnete Posten und eine eigene Werkspolizei. Kein Mensch darf hier unbefugt hinein — aber auch kein Arbeiter darf unbefugt heraus. Und „unbefugt", das heißt in diesem Falle: Nicht vor Ablauf des mehrjährigen Kontraktes. Wie Gefangene leben diese Arbeitstiere vor den Revolvermündungen der Grubenbesitzer. Gesetze gelten hier nicht! Hier ist Kinderarbeit keineswegs verboten, hier protestiert kein Staatsanwalt dagegen, daß Frauen unten in den Gruben schuften müssen, hier herrscht allein der Dollar, und die Macht hat der, der das Geld hat. Die Welt weiß nicht viel von diesen Zuständen, denn die Stacheldrahtzäune sind hoch, und die Karabiner der Polizisten schießen genau.

Die Wachen an der mächtigen Balkentoreinfahrt schauen Bud Adams mißtrauisch nach, als er in die Siedlung einfährt. Sein Presseausweis verschafft ihm zwar Einlaß, macht ihn aber auch besonders verdächtig. Presseleute sind immer gefährlich — ihrer Meinung nach.

An einer Straßenecke steigt Bud Adams aus dem Wagen und macht seine Kamera schußfertig. Das Fotografieren ist zwar streng verboten, aber auch der Bildreporter Adams braucht Dollars, und bei richtigen Sensationen läßt sich der Chef nicht lumpen. Und was gibt das für Bilder! Alt und baufällig und ungesund sind die schwarzen Holzkästen, in denen die Arbeiter hausen. Blasse, kranke Kinder, denen man die unmenschliche Arbeit in den Kohlengruben ansieht, schleppen sich durch die verschmutzten Straßen. Frauen mit uralten Gesichtern tragen unterernährte Säuglinge auf den Armen. Hustende, spuckende Männer stehen müde an den Ecken und verdösen ihre kurze Freizeit.

Bud Adams arbeitet ruhig und schnell. Er fotografiert alles, was er sieht und was die Welt nicht weiß. Er geht in einige Wohnungen, stolpert über die finsteren Treppen und hält das ganze grauenhafte Elend dieser Menschen fest. Die Schaufenster der werkeigenen Geschäfte mit ihren sündhaften Preisschildern, die erschreckenden Gesichter der Kinder und Frauen mit ihren hoffnungslosen, erloschenen Augen, die ekelerregenden Schmutzhaufen neben den Häusern und die hölzernen Bruchbuden mit ihren zerbrochenen Scheiben und schadhaften Wänden und Dächern.

Aber Adams will noch mehr. Er will einen Schichtwechsel fotografieren, er will einen klaren Beweis schaffen, daß hier Kinder und Frauen in den Gruben arbeiten. Vorsichtig pirscht er sich an die Förderanlage heran. Hinter einem hohen Bretterstapel kann er das eiserne Tor des Fahrschachtes überblicken. Er legt einen neuen Film ein und wartet. Endlich schlägt dumpf und weithin hallend ein Gong. Das Eisentor öffnet sich, und ein wahrhaft gespenstischer Zug von Geschöpfen tritt ins Freie. Da sind die Kinder! Erschlagen und grau kommen sie hervor, aus dem Schoß der Erde ausgespieen,



Die arbeitslosen Männer der „slums" unterhalten sich mit allen möglichen Spielen und schlagen so die Zeit tot

trotten sie wie leblos neben den Männern dahin. Stundenlang haben sie in Kohlenstaub und Dunkelheit geschuftet, haben mit ihrer Gesundheit und dem verlorenen Glück ihrer Jugend für die armseligen Dollars gezahlt, die ihnen von ihren Ausbeutern hingeworfen werden.
Bud Adams ist keine sentimentale Natur, und er war auch nur gekommen, weil er selber Geld brauchte, aber jetzt packt ihn ehrliche Wut. Diese Bilder muß die Welt sehen! Da bekommt er plötzlich einen Schlag auf den Kopf. Wie eine kurze Schlange legt sich etwas elastisch und fest auf seine Schädeldecke. Bud Adams ist ein erfahrener Reporter, und er weiß genau, daß das ein Gummiknüppel ist, der da mit Wucht auf ihn herabsauste. Dann weiß Bud Adams nichts mehr.

Gefecht zwischen Reportern und Werkspolizei

In einer kleinen Kneipe in New York sitzen die Reporter der großen Zeitungen. Sie trinken Whisky und reden laut durcheinander. Seit zehn Tagen ist Bud Adams verschwunden. Sie wissen alle, was er vorhatte, und sie können sich denken, was ihm passiert ist. Sie sitzen die ganze Nacht hindurch und trinken sehr viel Whisky, und als der Morgen graut, haben sie einen Plan.
Zwei Stunden später treffen sie sich alle vor dem Hause der „Times". Sie haben ihre Autos mit, und in den Autos liegen Revolver und Pistolen, Gewehre und Maschinenpistolen. Und dann brausen sie in langer Kolonne über dieselbe breite, glänzende Autostraße nach Pittsburg, über die vor zehn Tagen Bud Adams fuhr.
Die Wachen am Grubentor kommen überhaupt nicht dazu, mißtrauische Gesichter zu machen. Statt der Ausweise halten ihnen die Reporter ihre Revolver vor die Nasen und sperren sie in der Wachstube ein. Sie wissen schon, wohin sie sich zu wenden haben, denn auf dem Stadtplan am Tor ist die Lage des Gefängnisses genau zu erkennen. Im Laufschritt geht es durch die Straßen. Aber schon ertönen überall die schrillen Pfeifen der Polizisten. Als sie am Ende einer breiten Straße das rote Gebäude des Gefängnisses erblicken, schlagen ihnen die ersten Kugeln entgegen. Die Reporter gehen in Deckung und eröffnen ihrerseits das Feuer. Drüben am Gefängnis klatschen die Geschosse gegen die Wände, und der Verputz knallt in großen Stücken auf das Pflaster. Fensterscheiben gehen in Trümmer. Kinder schreien angstvoll in den Häusern. Langsam arbeiten sich die Zeitungsleute vor. Mit ihren Maschinenpistolen halten sie die Polizisten nieder. Sie haben schon manche Gangsterschlacht erlebt und kennen sich auch in diesem Handwerk aus. Immer näher kommen sie an das Gefängnis heran. Da erhalten sie plötzlich Feuer von der Seite. Aus einer Querstraße heraus kommt Verstärkung für die Polizei. Auch zwei Maschinengewehre sind jetzt auf dem Dach des Gefängnisses in Stellung gebracht worden. Das Gefecht ist für die Reporter verloren, die Werkspolizei ist in der Übermacht. Kämpfend ziehen sich die Reporter zurück. Sie erreichen ihre Autos und fahren zurück nach New York. Am Abend sitzen sie wieder whiskytrinkend in der kleinen Kneipe. Sie geben nicht nach, Bud Adams muß freikommen. Und als es wieder Tag wird,

Lichtlose Hofwohnungen, eiserne Feuerleitern, von Zeit und Schmutz zerfressene Ziegelfassaden und trocknende Wäsche an einem Gewirr von Stricken sind das trostlose Gegenüber des „slum"-Bewohners, dem die Plattform des Notausganges als „Veranda" dient



liegt zwischen ihnen auf dem Tisch ein beachtlicher Haufen Geld. Alle haben zusammengelegt, was sie hatten. Die Leute der „Times" fahren damit zu ihrem Verlag und lassen Flugblätter drucken, auf denen der ganze Vorfall genau beschrieben wird. Ganze Berge davon wandern in die bereitstehenden Autos. Dann geht es hinaus auf einen Flugplatz. Hier wartet bereits mit laufenden Propellern eine Maschine. Die Flugblätter werden eingeladen, die Motore brüllen auf, und das Flugzeug hebt sich vom Boden.

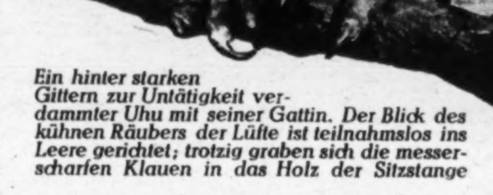
New York erlebt eine Sensation

An diesem Tage erlebt die Stadt eine echte Sensation. Die Flugblätter kommen gerade zur Frühstückszeit vom Himmel geflattert, und den dicken Börsenjuden und Bergwerksaktienbesitzern fällt vor Schreck die Morgenzigarre aus dem Munde.

Und dann geht es los. In den Amtszimmern der Ministerien und Gerichte klingeln die Telefone. Konferenzen werden einberufen, es wird getuschelt und geschoben. „Nichts darf an die Öffentlichkeit kommen, nichts darf sich ändern, die Geschäfte dürfen nicht gestört werden!" Das ist der allgemeine Schrei der Kohlenkönige. In USA. wäscht eine Hand die andere, und an den Kohlen verdienen nicht nur die Aktionäre, sondern auch die Staatsanwälte, Richter und Minister. Mag die Öffentlichkeit auch noch so erregt Aufklärung verlangen, zu einer Gerichtsverhandlung kommt es nicht. Nur Bud Adams wird freigelassen — aber ohne seine Filme. Die Stacheldrahtzäune bleiben bestehen, und die Karabiner der Wachen bleiben geladen. Und im Kohlengebiet von Pittsburg in USA. schuften weiterhin die Kinder in den Gruben und verkaufen ihre erstklassige amerikanische Freiheit für einen lumpigen Dollar, weil ihnen keine andere Wahl bleibt. Diese Geschichte ist nicht erfunden, sie hat sich zugetragen vor einiger Zeit im „freiesten Lande der Welt", das von seinen Bürgern mit den genormten Babbitt-Gehirnen voll Stolz „Gottes eigenes Land" genannt wird.

Karl-Heinz Dahlfeld

Die Geschichte einer TIERLIEBE



Ein hinter starken Gittern zur Untätigkeit verdammter Uhu mit seiner Gattin. Der Blick des kühnen Räubers der Lüfte ist teilnahmslos ins Leere gerichtet; trotzig graben sich die messerscharfen Klauen in das Holz der Sitzstange

Als wir zwei Soldaten in die Stadt Reval einfuhren, bot sich uns nach einem monatelangen Leben in der russischen Einöde zum erstenmal wieder das Bild einer Stadt, die in ihrem Aussehen, mit ihren gut gekleideten Menschen und dem ganzen Getriebe auf den Straßen und Plätzen uns fast ein wenig verwirrte. Wir, die wir unser verblichenes Feldzugszeug trugen, fanden uns nur schwer zurecht, bis wir auch in dieser Stadt die schweren Schicksale entdeckten, die der Krieg hier hatte geschehen lassen. Zu Tausenden waren die Esten von den Bolschewisten verschleppt worden. Wir wurden mit einer Künstlerfamilie bekannt, von der auch ein Sohn verschollen ist. Er ist mit vielen andern zum Hafen gebracht worden, wo sie ein Schiff besteigen mußten, das in östlicher Richtung mit ihnen davondampfte, während am gelben Strande von Reval die Väter und Mütter in dichten Haufen standen, weinten und den einem ungewissen Schicksal Entgegenfahrenden Lieder zusangen. Bis heute hatten sie nichts wieder von ihm gehört.

So waren wir schnell mit den Esten bekannt geworden. Sie waren offen entgegenkommende Menschen, von welchen nun der Druck des Bolschewismus genommen war und die uns deutsche Soldaten so gerne begrüßten, wie sie Russen verschwinden sahen. — Noch sah man in der Stadt einige Spuren des Kampfes, zerschmetterte Häuser, aufgeworfene Gräben, zerstörte Gerüste, aber das Leben pulsierte wieder stark und hoffnungsfreudig.

Wir beide, die wir von der Front kamen, saßen nun mit der Familie eines estnischen Malers um den Küchentisch, als an die Tür geklopft wurde und man uns einlud, doch eine Treppe tiefer in eine Wohnung zu kommen, die ein anderer bekannter estnischer Maler gerade bezogen hatte. Den ganzen Tag über waren seine Sachen heraufgetragen worden, und nun saß er, ein Junggeselle, in seiner unaufgeräumten Wohnung und suchte Leute, mit denen er seinen Einzug feiern könne. Er hatte Bier heraufholen lassen und Schweineschnitzel, das Geschirr gleich dazu, denn über solches verfügte er nicht mehr. Auch er war ein Opfer des Krieges geworden, denn gleich zu Anfang, als der Kampf um Reval einsetzte, wurde seine schöne Atelierwohnung von Granaten getroffen und vernichtet. Mit dem wenigen, was er gerettet hatte, zog er nun in diese neue, kleine Wohnung. Nicht, daß er mißmutig oder verdrossen gewesen wäre, nein, weiße Haare hatte er, aber in ihm lebten alle Kräfte unzerstörbarer Jugend. Er steckte eine Kerze auf einen Flaschenhals und die Flasche wiederum auf einen umgestülpten Papierkorb, und so blieb dies die einzige Lichtquelle, denn noch funktionierte in einzelnen Stadtteilen Revals das elektrische Licht nicht. Einen Tisch hatten wir umgedreht und auf die Beine gestellt und so viel Stühle, als wir brauchten. An den Wänden lehnten zahllose ungerahmte Bilder, durchweg Porträts, die mit ihren schweigenden Gesichtern unsere Versammlung um einige Köpfe vermehrten.

Während wir Bier tranken und allerlei Lustiges sprachen, stieß plötzlich eines der anwesenden Mädchen einen leichten alarmierenden Schrei aus, denn unter der Heizung hervor kam nach ihrer stummen, geheimnisvollen Wanderweise eine Schildkröte gekrochen.

„Ach", sagte der Maler, „das ist Jonathan, der kriecht immer zu den Füßen hin." Sorgsam hob er den kleinen Kerl auf und brachte ihn zurück ins schützende Dunkel, wo er so abermals nicht lange aushielt, sondern stumm und still wie ein wandernder



Die Sonn' ist längst auf ihrer Bahn, auf seinem Posten kräht der Hahn. Guten Morgen!

dunkler Stein in der Mitte des Zimmers erschien.
Das brachte die Rede auf die Tiere, und so, als ob dies den Maler seltsam verändere, wurde er plötzlich stiller und erzählte uns eine merkwürdige Geschichte:
„Ich habe eine Eule gehabt", begann er, „es war ein gutes Tier. Fünf Jahre lebte sie mit mir zusammen, und ich meine, wer unter den Menschen keine Freude findet, der sollte sich ein Tier halten. Sie verstand mich ganz genau, wußte wer ich war, was ich machte und — daß ich sie liebte."
Ich dachte, nanu, was erzählt der denn da für eine sonderbare Geschichte. Aber er ließ sich nun nicht mehr beirren und gab sich ganz seinen Gedanken hin.
„Ich nannte meine Eule Heinrich", fuhr der Maler fort, „aber eines Tages merkte ich, daß es gar kein Heinrich war, sondern eine Henriette. Das machte sie mir noch einmal so wert. Ich dachte, da lebst du nun fünf Jahre mit einem Tier zusammen und weißt nicht einmal, was es ist. Und da ritt mich der Teufel. Ich machte ein Experiment, indem ich einer plötzlichen Eingebung nachgab und meiner Eule ein Hühnerei in den Käfig legte. Aber jetzt, wo ich alles recht bedenke, so meine ich, daß der liebe Gott mir auf die Finger gesehen hat, denn es geschah etwas ganz Merkwürdiges: Von Stund an war meine Eule wie verwandelt. So, als könne sie nun das ganze Geheimnis ihrer Tierseele und ihrer unendlichen Liebesfülle enthüllen, brütete sie unverdrossen und emsig dieses Ei aus, bis eines Tages ein kleines, nasses, junges Hähnchen herausschlüpfte, ein Hähnchen, gesund und fröhlich wie der Weltanfang selbst. Und die Eule ging völlig auf in ihren Mutterpflichten. Ich hatte das Gefühl als verschwende sie sich selbst in ihren Liebesgefühlen, daß nichts weiter auf der Welt existiere als jenes kleine, muntere Hähnchen."
„Ach, wie schön!" sagten die jungen Mädchen, und ich sah den Maler an. Der saß an der Wand, und hinter ihm befanden sich seine Porträts. Ich dachte, es sind alles seine verschiedenen Gesichter und er selbst, ein Bild unter Bildern, erzählte weiter:
„Das kleine Hähnchen war seiner Pflegemutter in gleicher Liebe zugetan. Es ließ sich nicht dadurch erschrecken, daß es eine alte, haarige Eule war. Es dachte sicher, es müsse so sein. — Und das Hähnchen wuchs und stolzierte hin und her, es pickte und fraß, und siehe da, meine Eule selbst in ihrer völligen Hingegebenheit stellte sich in der Nahrung um. Sie verschmähte die früher gierig genommenen besten Happen und versuchte ebenfalls die Körner, die ich dem Hähnchen gab. Und etwas ganz Schönes, das mich, als ich es entdeckte, zum Weinen rührte: Als das Hähnchen das Krähen lernte, plusterte sich die Eule auf, reckte sich und versuchte ebenfalls, ob sie nicht das Krähen erlernen könne."
„Ach, wie schön!" sagten die jungen Mädchen, und alle Gesichter, die an der Wand lehnten, sahen mich mit Eulenaugen an.
„So saßen Eule und Hahn einträchtig nebeneinander auf der Stange, dicht beieinander, und eins für das andere lebend, ihr Schicksal erwartend. Und die Eule legte ihren Flügel um das Hähnchen, so daß es nur noch mit dem Schnabel hervorsah.
Und dann kam der Krieg. Wir hörten ihn schon, wie er näher kam. Mit Granatenheulen und dem Durchzug von Soldaten, mit dem Knallen von Schüssen. Und als der Lärm bedrohlich wurde und der eiserne Heulton in den Lüften immer mehr anschwoll, da mußte ich eiligst flüchten. Ich brachte meine Bilder in Sicherheit und schließlich mit knapper Not mich selbst."
Er machte eine Pause, seine Stimme wurde ein wenig leiser. Was er zu sagen hatte, sagte er mit Gefühl, denn er war ein Künstler, und jedes Schicksal ergriff ihn, ob er es an großen oder kleinen Dingen erlebte. Er flüsterte:
„Dann kam ich in mein Haus zurück. Das war von Granaten zersiebt, die Decken eingestürzt, und ein Geruch von Brand und Staub quoll aus den zersprungenen Fenstern. Und — meine Eule fand ich tot. Sie war von Granatsplittern getroffen. Über das Schicksal meines Hahnes erfuhr ich, daß ihm ein Stück aus seinem prangenden, roten Kamm geschossen war und daß er im Hagel der Sprengstücke einige Federn seines Schwanzes opfern mußte. Und hüpfend und flüchtend in erschreckten Sprüngen war er davongesaust, als ihn die ersten einrückenden Soldaten sahen."
Der Maler lächelte, und alle seine Bilder lächelten mit, als er halb lachend, halb traurig fortfuhr:
„Und für Soldaten ist ein Hahn nur ein Hahn und nichts weiter. Sie wußten nichts von ihm und seinem merkwürdigen Schicksal, dem es gefallen hatte, eine Eule und einen Hahn zu einem Liebespaar zu machen. Sie sahen ihn, griffen ihn, und — aßen ihn auf."
„Ach", sagten die Mädchen.
„Ach", sagte auch ich.



An einem schönen, sonnigen Morgen, als die Katzen blinzelnd auf dem Pflaster lagen und die Hunde sich höchstens einmal faul beleckten, um dann mit kaum eingezogener Zunge weiter zu dösen, an diesem friedlichen, stillen Morgen also radelte der Postbote mit fliegenden Rockschößen und blinkenden Speichen die Hauptstraße des kleinen Bauernstädtchens entlang. Sein Revier war so wenig umfangreich, daß er wohl meistens zu Fuß ging und das Fahrrad nur benutzte, wenn es sich um eilige, dringende und wichtige Dinge handelte. Deren gab es in dem kleinen Städtchen, dessen Bewohner alle von herzensguter Einfalt waren, so wenige, daß dieser Anblick des trampelnden und klingelnden Austrägers auf eine Sensation hindeutete.
So dachte wenigstens der Bürgermeister, der den Postboten mit Unbehagen auf sein Haus zufahren sah. Denn Vöggelke, der Bürgermeister, lebte so friedfertig und wunschlos dahin, daß ihm alles Schlechte nur von außen kommen konnte, und er deshalb einen jeden Brief nur mit Mißtrauen in Empfang nahm. Nun aber radelte der Austräger mit atemrasselnder Eile auf ihn zu und Vöggelke ahnte gleich nichts Gutes, zumal es sogar ein Telegramm war, das ihm der Postmensch überreichte.
Indem Vöggelke den schwitzenden Postboten ins Haus nötigte, erbrach er das Schreiben, las es und geriet sogleich in einen Taumel von Überlegungen. Das Schreiben in der Hand wedelnd, drehte er sich einmal um sich selbst, als wolle er sein Besitztum mit einem Blick umfassen und wissen, was er gegen einen drohenden Feind mobilisieren könne.
„Nein, nein —" sagte er mehrfach vor sich hin und hatte das Aussehen eines fieberhaft auf einen Ausweg bedachten Mannes. Sein gutmütiges Gesicht, die ungewohnte Denkbelastung nicht gewohnt, nahm eine hilflose Grimmasse an, bis Vöggelkes Frau auf dem Schauplatz erschien. Sie hatte ein kleines, graues Gesicht und offensichtlich keine Illusionen mehr. Sie war eine durchaus auf das Diesseits eingestellte Person, die nun ihrem Manne das Schreiben aus der Hand nahm und es las.
„Je nun", sagte sie, „der Herr Landrat kommt. Er war lange nicht hier, wir werden ein Hühnchen braten müssen!"
Vöggelke dies hörend, sagte: „Frau, wo bleibt dein Verstand? Er wird mit uns ein Hühnchen rupfen! Lies doch, was er schreibt!"
Sie las erneut und meinte: „Je nun, das Gefängnis will er sehen. Das kann er ja. Es ist gekehrt, gefegt, gesäubert —."
„Oh, Frau", beschwor sie Vöggelke, „denk doch nach! Wen habe ich heute morgen mit den Pferden auf die Wiese geschickt, das Heu zu holen?"
Nun verzog sich auch ihr Gesicht, aber dergestalt, daß sich alle ihre

Linien zusammenzogen, wodurch sie einen Ausdruck von Gewissenlosigkeit erhielt.
„Ah", sagte sie, „der Mensch holt Heu —."
„Und müßte im Gefängnis sitzen", lamentierte der Bürgermeister, „wegen Diebstahls, Ärgernis und Verrücktheit."
Vöggelkes Frau fragte sachlich und knapp: „Ja, weshalb denn hast du ihn weggeschickt?"
Vöggelke, naß vor Schweiß, meinte: „Was sollte der arme Kerl den ganzen Tag in der Zelle sitzen! Außerdem hatte ich niemanden, das Heu zu holen, und er weiß mit Pferden umzugehen —."
Er zog seine dicke Uhr und schnaufte: „In einer Stunde ist der Landrat da! Was will er sehen? Ein Gefängnis voll Verbrecher! Mörder und Räuber hinter Gittern! Und wir haben ja nur einen, den wir zeigen können und der holt Heu von der Wiese —."
Vöggelkes Frau rechnete zäh: „Und der ist eine Stunde weg. Man müßte ein Fahrrad nehmen —."
„Ein Motorrad, ein Auto, nichts wäre schnell genug. Er kommt zu spät zurück!"
Sie aber, unverdrossen nach einem Ausweg suchend, während Vöggelke klagte und sich und das Leben bejammerte, das immer wieder gleich einem Straßenräuber Fallen stelle, daß sich ein friedfertiger Mensch in ihnen zu Tode falle, sie aber sagte schließlich: „Hm, es kommt doch nur darauf an, daß jemand in der Zelle ist, nicht wahr?"
Vöggelke erschrak und sagte: „Frau, was denkst du dir da aus?"
„Nun", meinte sie, „man müßte einen finden, der so lange in die Zelle geht."
„Oh, ihr klugen Frauen", schimpfte Vöggelke, „wo willst du einen finden, der freiwillig in eine Gefängniszelle geht?"
„Nun", meinte sie, „ich denke, wenn sich niemand findet, müßtest du vielleicht selbst —"
„Wie?" fuhr Vöggelke auf, „nein, so rettest du uns nicht! Selbst wenn ich — da hineingehen würde — er kennt mich doch —."
„Man müßte es geschickt anfangen. Du müßtest einen alten Rock überziehen und mit dem Gesicht zur Wand liegen und ein wenig grunzen, falls er dich anspräche —."
„Oh, Frau, hör auf! Mir schwindelt! Was verlangst du von mir?"
„Daß du für ein paar Stunden freiwillig tust, wozu du sonst gezwungen wirst! Verstehst du nicht? Wegen Gefangenenbefreiung, Fluchtbegünstigung und Übertretens aller Vorschriften —."
Vöggelke jammerte: „Oh, es ist ja wahr! Ewig stand das Gefängnis leer, und wo man einen Verbrecher hat, da zieht sich gleich Verbrechen um Verbrechen hin. Ha, er holt doch nichts als eine Fuhre Heu!"
„Heu hin, Heu her! Er ist nicht da, wenn der Landrat kommt."
Vöggelke seufzte. „Und was sagst du, wenn der Landrat nach mir fragt?"
„Du seist auf die Wiese gegangen und ich werde schon sehen, wie ich ihn schnell loswerde."
„So sei es", sagte Vöggelke, „denn Beßres weißt du nicht, nicht wahr?"
„Nein, nein!" sagte Vöggelkes energische Frau, und man wußte nun nicht, ob sie selbst diese Entwicklung nicht freute, denn ihres Mannes Seelenruhe und stete Friedfertigkeit mochten ihr, der seelisch so Einfältigen und Schutzlosen, schon lange ein Stachel gewesen sein.
So zog sich Vöggelke in das Gefängnis zurück, während seine Frau eine Menge von Anweisungen gab, daß sogleich ein heftiges Gebrutzel in allen Pfannen anhub und dieser Geruch dann auch als erstes dem Landrat in der Nase kitzelte, als er vom Wagen stieg und in das Haus trat.
Er war ein großer, stattlicher Mann, der wußte, was er wollte, und sich auch durch Bratenduft nicht von seinen Geschäften abbringen ließ. Vöggelkes Frau wischte die Hände an der Schürze ab und nötigte den Landrat auf einen Stuhl, ach, das Telegramm sei vor einer Stunde erst gekommen und der Bürgermeister sei — ja, wo sei er nur — er sei auf die Wiese gegangen, und es würde wohl spät werden, bis er komme.
„Ha, ha", stieß der Landrat hervor, und es war dies eine Art von ihm, sich zu räuspern, daß niemand wußte, auf wieviel Grad das Barometer stand. Dann sagte er, er habe gut ein paar Stunden Zeit und wolle sich nicht beeilen, denn die Sachen, die er mit dem Bürgermeister zu besprechen habe, seien wichtig.
So wenig zufrieden Vöggelkes Frau mit diesem Bescheid sein mußte, so wenig zeigte sie das und umgab den Landrat von allen Seiten mit Liebenswürdigkeiten und ließ gar zum Mittagessen eine Flasche Mosel auf den Tisch stellen.
Das Essen hielt, was der Geruch versprochen hatte, und den wartenden Landrat umfing eine geradezu schläfrige Stimmung.
„Wollen Sie nicht die Zellen ansehen?" bohrte Vöggelkes Frau. Aber der Landrat begnügte sich zunächst mit der Durchsicht der Akten und bezeichnete den Sträfling mehrmals mit den Worten: verkommenes Subjekt! und schlief schließlich über den Papieren ein. Denn es war die müdeste Zeit nach Mittag, und der Landrat hatte einen weiten Weg hinter sich. Vöggelkes Frau, die mit dem schlafenden Landrat noch weniger anzufangen wußte als mit dem wachen, wollte schier verzweifeln, als der Sträfling, lustig mit der Peitsche knallend, seine Heufuhre in den Hof lenkte.
Der Landrat schreckte auf und war gerade mit seinen Gedanken beisammen, als der Mensch in das Zimmer trat, ehe Vöggelkes Frau ihn abfangen und die verworrene Lage glatt hätte lösen können.
„Meinen Schlüssel!" verlangte der Mensch, als wohne er in einem Hotel. Da mußte die Frau des Vöggelke aus ihrem grimmigsten Herzen ein ganz friedfertiges machen. Denn nun graute ihr vor ihrer eigenen Kaltblütigkeit.
„Ach, was wollen Sie mit Ihrem Schlüssel? Bleiben Sie doch nur", redete sie, „Sie werden müde sein."
Der Spitzbube hörte diese Töne mit Verwunderung, und da er nicht dumm war, wußte er nach wenigen Minuten alles. Während die Vöggelkesfrau ihn bittend ansah, wuchs der Diebsgesell in seine neue Rolle ein.
„Ach", sagte er, „ich habe Hunger und wittere noch die Hühnchen. Seid so gut und gebt mir ein Keulchen, aber recht zart und durchgebraten.
Die Frau des Vöggelke bekam ein ganz verknittertes Gesicht und sagte: „Ja, ich bringe es Ihnen, doch gehen Sie wohl damit in die Küche!"
„Warum?" meinte der Unverfrorene und streckte seine Beine weit weg und rief der Frau nach: „Und vergeßt nicht, eine neue Flasche Wein hinzustellen, ich denke, der Herr Landrat trinkt ein Gläschen mit!?"
Vöggelkes Frau bekam eine ganz spitze Nase. Der Landrat aber, immer noch recht schläfrig, verlor wohl jede weitere Lust zu Geschäften und stimmte zu. Er sah sich den selbstgefälligen Menschen nun erst richtig an und meinte: „Haben Sie nicht eben erst Heu in den Hof gefahren?"
„Ja, ja", sagte der Kerl.
„So sind Sie ein — Verwandter des Bürgermeisters?"
„Verwandt nicht gerade", sagte der Spitzbube und machte eine Pause, die er benutzte, um sich Frau Vöggelke anzusehen. Sie bot Zigarren an, und ihre Augen glimmten.
„Wir helfen uns gegenseitig ein wenig aus", sagte der dreiste Mensch, biß in seine Keule und hörte nur lächelnd zu, wenn die Frau sagte: „Müssen Sie nicht gehen? Ich glaube, man erwartet Sie!" Aber jedesmal nickte er nur: „Es hat Zeit! Es hat Zeit!" und trank so mit dem Landrat Gläschen um Gläschen, bis sie schließlich in eine fröhliche Stimmung gerieten und allerlei Pikantes erzählten, wobei der Spitzbube offensichtlich den Landrat übertraf, denn der rief das eine über das andere Mal: „Nein, wo haben Sie die schönen Geschichten her!"
Dann lächelte der Mensch, zerdrückte achtlos eine der halbgerauchten Zigarren und sagte: „Ja, unsereins lebt eben ganz anders!"
Es ging schon auf Mitternacht, als der Spitzbube fröhlich, satt und angetrunken zu dem Landrat sagte: „Ach, gehen wir doch ein wenig zu mir, es sind nur ein paar Schritte!" Denn er wollte nicht darauf verzichten, sich selbst noch den Höhepunkt des Spaßes zu bereiten.
Untergehakt und singend zogen sie zum Gefängnis.
So kam es dann, daß im schallenden Gelächter eines verächtlichen Subjektes der Landrat seinen demütigendsten Augenblick erlebte. Er stand vor der Zelle und sah den verstörten Vöggelke, der so lange getreulich ausgehalten hatte, mit hängenden Haaren herausschleichen, während der Strolch sich glucksend vor Lachen auf seine Pritsche warf und ein Geruch von Wein und Tabak seine Zelle erfüllte.
Der Landrat und Vöggelke wollten sich dann aussprechen, bis sie fanden, daß es besser sei, diese Begebenheit im Interesse beider zu verschweigen. Aber es sickerte doch einiges durch, wie immer bei solchen Sachen!

Das Pfeifen-stündchen

Wenn der östliche Tag verdämmert und die graue Dämmerung in allen Ecken unseres Bauernhauses sitzt, dann kommt wohl ein Stündchen, das man nahe am Ofen sitzend verbringt. Man sieht ins Feuer des Ofens, man hält die Pfeife zwischen den Zähnen, und undeutlich nur sieht man durch den Qualm die Gesichter der Kameraden. Und so, wie der Rauch aus der Pfeife in der Luft schwebt, so schwebt wohl auch eine Stimmung wie ein Duft im Raum.

Es mag sein, daß nicht überall und nicht an jedem Tag dieses Pfeifenstündchen ausgekostet werden konnte. Es gab Tage, da hing die Pfeife erloschen zwischen den zusammengebissenen Zähnen, und es gab keine andere Stimmung als die, die einem durch den Winter, durch den Kampf und durch die Sowjets aufgezwungen war. Und nicht immer auch konnte man an einem Ofen sitzen. Dann aber saß man im Bunker, im Erdloch, oder man stand Posten. Was ich das „Pfeifenstündlein" nennen möchte, ist also ein Wort, das mir paßt für das, was ich die lebendige Erinnerungswelt des Soldaten nennen möchte.

In solch einem Pfeifenstündlein saßen wohl mal die grauen Burschen um einen Tisch, den sie mit der Sackleinwand eines geplätteten Strohsacks bedeckt hatten. Von der Decke baumelte ein elektrisches Birnchen, kunstvoll in einer Ölsardinendose eingezogen. Das Licht reichte aus, um die Dunkelheit in einem Kreis von zwei Metern zu erhellen, und in diesem Kreis jagte und ballte sich der Rauch der Pfeifen, getrieben von Armbewegungen und Atemstößen, denn an diesem Tisch wurde die Welt beredet.

Was macht es, daß dieser ein Schneider war und jener ein Lehrer, der dritte ein Chemiker und der vierte ein Bauer. Nichts hatte es zu bedeuten. Sie waren Männer in Feldgrau, und es gefiel ihnen, in diesem Augenblick über die Welt zu reden und über die Zukunft. Und sie hatten alle festumrissene Vorstellungen. Und wenn man diesen Vorstellungen nachging, so bemerkte man wohl die gemeinsame Quelle, aus der die Ansichten gestiegen waren.

Denn die rasende Jagd bis zu diesem Punkt des Ostfeldzuges ist ihnen nicht nur ein ungeheures Bild für die Erinnerung, nicht nur ein Triumph für den Soldaten in ihnen, sondern auch menschlich gesehen eine riesige Summe von Erfahrungen. Und aus diesem Kern heraus bewegten sich nun ihre Ansichten, so als wäre alles, was sie bisher kannten und wußten, durch ein Brennglas geleitet, das alle Dinge in ihnen um und um schmolz, bis sie, neu und verwandelt, ihre Gedanken bestimmten.

Von der Zukunft also sprechen sie in den Pfeifenstündlein im Osten, von diesem und jenem, von Jugenderziehung und von Unterricht, von Arbeit und Freizeit, von Politik und Kunst, von Geschichte und Naturwissenschaften, es gibt nichts, wofür sie nicht Interesse zeigten.

Und ich, der ich auch meine Pfeife in ihrem Kreis geraucht habe, ich dachte wohl ab und zu in einem jener Augenblicke, bei dem man sich selbst als sein eigener Zuschauer besieht: Seht, welch eine geistige Kraft hat doch dieser Krieg in den Herzen entfacht!

Und leise schwelt der Rauch in Ringen und Schwaden, wenn man rückschauend das Bild des Krieges in einzelnen Stationen und Episoden heraufdämmern sieht. Dann werden die Stimmen leiser, dann hört man plötzlich noch einmal die Stimme, zum Beispiel jenes Kompaniechefs, den ein Schuß durch die Brust traf und der noch sekundendicht vor dem Tode sein Bewußtsein in die Worte faßte: „Macht's gut, seht, wie ihr weiterkommt!"

Oder man sieht sich noch in dem Wald, wo einer sagte: „Ich bin ᛋᛋ-Führer, ich konnte nicht zu Hause bleiben, was sollen meine Männer von mir denken!" Wir wußten beide nicht, daß er diese Worte zwei Tage vor seinem Tode sagte.

Oder man denkt an das Gesicht jenes 19jährigen Knaben, das nach acht Tagen härtesten Waldkampfes einen Flaum von blonden Härchen zeigte, der seinem Gesicht so einen merkwürdigen gemalten Anblick gab, so, als habe ein Maler sich entschlossen, ein Jünglingsgesicht, beschattet vom Ernst des Krieges, zu zeigen. Mit der Handgranate in der Hand erzählte er von seinem Freunde, der ihm Grüße an seine Eltern aufgetragen hatte. Wie konnte ich jemals seine Stimme vergessen, so als sei dieser Augenblick vor allen anderen dadurch ausgezeichnet, daß er sich in die Netzhaut einbrenne und unverlierbar sei.

Das Pfeifenköpfchen liegt heiß und wohlig in der Hand. Denkt ihr noch an den Kommandeur, wie er abends im Walde am Lagerfeuer saß, den feldgrauen Mandel umgehängt und mit dem Spazierstock im Feuer stochernd, wie er zu seinem Adjutanten sagte: „Die Karte her! Wo liegt Djemjansk? Finger drauf! Das nehmen wir!"

Wie sich die Bilder drängen! Eins kommt zum anderen, eine Kette von Gesichtern, ein Hall von Stimmen steigen herauf. Ha, ich lache noch darüber, wie einige von uns den Russen die Gewehre wegzogen, die sie ahnungslos aus einer Scharte ihres Bunkers steckten. Oder: Ich fühle noch jene Stimmung, gemischt aus Schrecken, Tapferkeit und Tollheit, als wir in nächtlicher rasender Fahrt Rad an Rad, Eisen an Eisen, einem 52-Tonner gegenüberstanden.

Und dann drängt sich wohl nichts einzelnes mehr scharf in das Gedächtnis. So, als verwebe sich eins ins andere, als ließe sich nichts mehr mit den Augen sehen, mit den Ohren hören und mit dem Munde sprechen, so, als forme sich dies alles zu einem neuen Wert, zu einem neuen Begriff, der wie ein Gesang ist oder wie eine göttliche Stimmung.

Das sind dann die Augenblicke, da man wunschlos und glücklich ist, geborgen im Schatten eines ungeheuren Erlebnisses.

So ziehet der Qualm dahin, bis wohl einer in die Stube tritt und mit dem Kochgeschirr rasselt, oder hereinstürzt und die Post verteilt. Es ist nur ein kurzes Stündlein, dieses Stündlein bei der Pfeife. Aber man braucht es und: Achtet es nicht gering, ihr, die ihr es lest, die Geschichte vom Pfeifenstündlein.



„Bau!" schreit er — „Was ist das hier?" Und erfaßt das Ungetier

Das einzige, was beispielsweise die Knaben Max und Moritz von den Maikäfern wußten, war bekanntlich dies: daß man sie anderen Leuten ins Bett stecken kann. Höchstens haben sie noch den Unterschied zwischen den hellbehaarten „Müllern" und den dunkelfarbigen „Schustern" (die gelegentlich auch Schornsteinfeger heißen) gekannt. — So. Und wem das eine ausreichende „Maikäfer-Wissenschaft" dünkt, der kann an dieser Stelle zu lesen aufhören. Denn was nun kommt, ist zwar auch ganz interessant (und übrigens nicht bloß für Lausejungen oder Käfersammler), führt aber über den Inhalt von Kinderbilderbüchern um etliches hinaus. — Wenn nämlich Wilhelm Busch, der Vater von „Max und Moritz", erklärt: „j e d e r weiß, was so ein Mai — Käfer für ein Vogel sei", so ist das ein glatter Irrtum! Punktum!

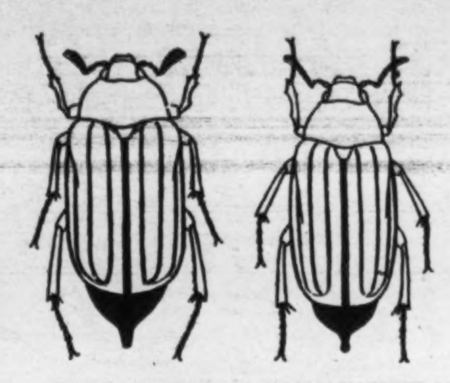
Wer weiß z. B. über das Geheimnis der Maikäferflugjahre Bescheid? Und daß die Maikäferschwärme beispielsweise im Gebiet des Bodensees, regelmäßig in die Jahre fallen, deren Jahreszahl durch drei geteilt eins als Rest übrig läßt? Oder eine andere Frage: Wieviel Maikäferarten gibt es überhaupt in Deutschland? Oder drittens: Weshalb sind ausgerechnet die Maikäfer und nicht z. B. die Hirschkäfer oder Rosenkäfer zu einer Landplage geworden? Und in diesem Zusammenhang: Seit wann gibt es diese Maikäferplage? — Von all diesem und noch von einigem anderen soll im Folgenden die Rede sein.

Die „Unsterblichkeit" der Maikäfer

Für jeden, der einmal besonders tiefgründig nachdenken will, eröffnen sich nach einer althergebrachten volkstümlichen Redensart bekanntlich zwei Möglichkeiten: er kann sich entweder der Frage zuwenden, wo nach tausend Jahren der Lehm herkommt, oder aber er denkt über die Unsterblichkeit der Maikäfer nach.

Von diesen zwei Möglichkeiten ist die letztere gewiß auch die interessantere. Während nämlich der Lehm auch nach tausend Jahren vermutlich nirgendwo anders herkommen wird als eben aus Lehmgruben, stößt man bei der Lösung des Maikäferproblems auf eine solche Kette merkwürdiger Tatsachen und schwerwiegender Fragen, daß man sich schließlich wirklich nicht mehr zu wundern braucht, wenn jene Redensart von einer „Maikäferunsterblichkeit" spricht.

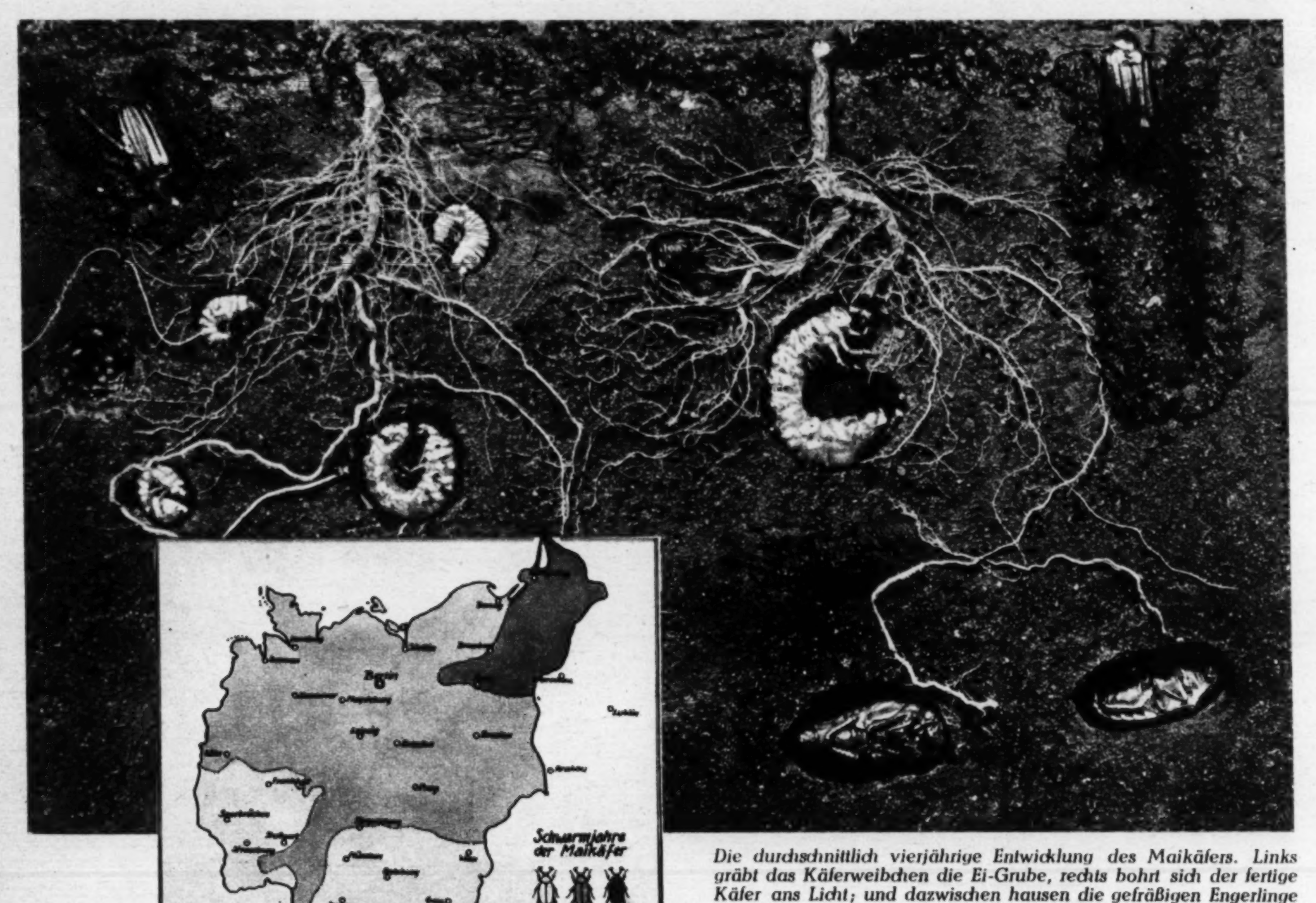
Müller ODER Schuster?



So sehen die beiden deutschen Maikäferarten, der Feld- und der Waldmaikäfer, „amtlich", d. h. auf dem Fragebogen der Biologischen Reichsanstalt, aus

WAS MAN VOM MAIKÄFER WISSEN MUSS

Und zwar mag daran in erster Linie das sogenannte „Schwärmen" der Maikäfer schuld sein. Von jeher beobachtete man, wie in einem Jahre plötzlich ungeheure Mengen dieser lieben braunen Tierchen da waren und die Bäume, die eben ein neues leuchtend-grünes Blätterkleid angezogen hatten, ratzekahl fraßen. Dann war ein paar Jahre Ruhe, und nur hie und da frühstückte ein harmloses Käferlein auf einem sonnigen Eichenblatt oder in der grünzeug-gepolsterten Zigarrenkiste eines Schulbuben, wobei es sich dann entweder um einen „Müller" oder einen „Schuster" handelte. Schon dachte man: nun ist sie ausgestorben, die nimmersatte Landplage. Aber da brauste es im nächsten Mai wieder heran, ein unausrottbares fliegendes Heer, dem alle käferfressenden Vögel des Waldes im Verein mit den Nachtangriffen spitzzahniger Fledermäuse nichts anzuhaben vermochten. Und wenn man liest, daß beispielsweise im Jahre 1832 die Normandie so von abendlichen Maikäferschwärmen heimgesucht war, daß mit sechs Pferden bespannte Postkutschen nicht weiterfahren konnten und umkehren mußten, oder daß im Jahre 1841 die Saônebrücke in Mâcon eine Woche lang unpassierbar war, weil die Maikäferschwärme „nahe wie hoch über dem Boden jeden Luftraum beanspruchten", dann weiß man, was es mit jener „Unsterblichkeit" der Maikäfer auf sich hat.



Die durchschnittlich vierjährige Entwicklung des Maikäfers. Links gräbt das Käferweibchen die Ei-Grube, rechts bohrt sich der fertige Käfer ans Licht; und dazwischen hausen die gefräßigen Engerlinge

Bild links: Die „Maikäferkarte" von Deutschland

Maikäfer vor Gericht

Einer solchen, nach Tagen zu zählenden Landplage fliegender, laubfressender Käfer steht aber ein noch schlimmeres Übel gegenüber: die jahrelange wühlende Freßsucht der unersättlichen Maikäferlarven, der Engerlinge. Der Schaden, den sie anrichten, übersteigt den der Käfer um ein Vielfaches. Welche Not und Sorge diese über eine Gegend bringen können, lehrt uns bereits ein Bericht aus dem Jahre 1473 über den berühmten Lausanner Maikäferprozeß. Auf Antrag der Berner Landbevölkerung beauftragte damals Bischof Benedikt den Leutepriester Schmid, den Engerlingen auf dem Berner Friedhof folgenden Aufruf zu verlesen: „Törichte, unvernünftige Krea-

tur! Ich gebiete euch im Namen meines gnädigen Herrn und Bischofs von Lausanne, erhebet euch in den nächsten Tagen von allen Orten, wo Nahrung wächst für Menschen und Vieh. Habt ihr dagegen etwas einzuwenden, so zitiere ich euch auf den sechsten Tag, mittags 1 Uhr, vor meinen gnädigen Herrn von Lausanne!" Als darauf die Engerlinge weder verschwanden noch auch zum festgesetzten Tage vor dem im Kreise seiner Prälaten wartenden Bischof erschienen, fällte das geistliche Gericht folgenden Spruch: „Wir, Benedikt von Montserrat, Bischof von Lausanne..., Gott vor Augen habend, den Spender alles gerechten Urteils, der die Kreatur abwägt nach ihrem Verhalten, Nutzen und Schaden: da ihr nicht erschienen seid am Tage des Gerichts, so bannen wir euch schändliche Würmer, daß von euch nichts übrigbleibe!"

Wenn wir heute ein solches Vorgehen gegen die Engerlingplage für wenig erfolgversprechend halten mögen, so kann uns der Lausanner Prozeß doch zeigen, wie sehr man schon damals unter dem unausrottbaren Maikäfer und seiner Larvenplage zu leiden hatte.

Maikäfer-Wissenschaft

Die neuzeitliche Maikäferforschung in Deutschland, wie sie insbesondere von der Biologischen Reichsanstalt für Land- und Forstwirtschaft in Dahlem und anderen Instituten für Schädlingsbekämpfung betrieben wird, muß dem Übel systematisch auf den Grund gehen. Und die erste Frage, die es bei einer solchen Arbeit zu beantworten gilt, ist die nach den Lebensbedingungen des Maikäfers und seiner Larve und vor allem diejenige nach den periodisch auftretenden Flugjahren.

Schon hier aber zeigen sich große Schwierigkeiten. Die beiden Maikäferarten, die es in unserem Vaterlande gibt, nämlich der Feldmaikäfer und der Waldmaikäfer, schwärmen nicht nur in verschieden großen Zwischenräumen, sondern je nach der Gegend auch in verschiedenen Jahren. Daß der Unterschied in der Entwicklungsdauer der Larve aus dem Ei bis zum ausgebildeten Käfer neben den Bodenverhältnissen in erster Linie vom Klima, also der durchschnittlichen Jahrestemperatur abhängt, ist klar. In welche bestimmten Jahre nun aber das periodische Schwärmen der Käfer fällt, das versucht man durch systematische Umfragen allmählich für alle deutschen Gebiete festzulegen. Seit dem Jahre 1914 werden alljährlich Fragebogen zu Tausenden an amtliche Stellen, an Lehrer und an interessierte Naturfreunde über ganz Deutschland versandt. Sie bilden allmählich den Grundstock für eine umfassende Erkenntnis der deutschen Maikäferverhältnisse.

Je mehr man auf diese Weise vom braunen Vielfraß und seinem Treiben unter die wissenschaftliche Lupe nehmen kann, um so wirksamer lernt man auch, ihn zu bekämpfen und damit die deutsche Land- und Forstwirtschaft von großen Schädigungen zu befreien. Wer das Problem der Maikäferbekämpfung nicht näher kennt, wird vielleicht meinen: Wenn die Engerlinge diejenigen sind, die den größten Schaden anrichten, dann muß man vor allem diesen zu Leibe gehen. Und tatsächlich hat man das auch vielfach versucht. Man hat in die von Engerlingen bedrohten Waldungen Schweine in großer Zahl eingetrieben, die zuerst auch mit gesundem Appetit die Engerlinge aus dem Boden wühlten und vertilgten, bald aber dieser üppigen Nahrung überdrüssig wurden und schließlich sogar um die Engerlinggebiete einen großen Bogen machten. Man hat Vergiftungsmethoden, etwa mit Schwefelkohlenstoff, angewandt. Man hat endlich den „Botrytispilz" kultiviert, dessen massenhaftes Auftreten die Engerlinge zu töten vermag. Leider aber hat sich auch dies nicht bewährt.

So blieb nichts anderes übrig, als daß man aus den Engerlingen Maikäfer werden ließ und dann gegen diese vorging. Als einzig wirkungsvolle Methode blieb, die Maikäfer einzusammeln und zu vernichten, bevor die Weibchen Gelegenheit hatten, ihre Eier in den Boden abzulegen. Solche Sammelaktionen wurden schon vor hundert Jahren in größtem Maßstabe durchgeführt. So soll schon im Jahre 1836 ein „Verein zur Vertilgung von Maikäfern" in Quedlinburg 33 Millionen Käfer vernichtet haben. Ferner vertilgte man nach vorliegenden Berichten 1864 im Leipziger Kreis 378 Millionen, und in der Provinz Sachsen die ungeheure Summe von 1599 Millionen Käfern.

Bäume, die den Maikäfer ansaugen

Will man einen Maikäferkrieg wirkungsvoll durchführen, so muß man natürlich das Gelände, auf dem man nach den gemachten Beobachtungen mit einem Schwarmjahr rechnet, gut kennen und entsprechend vorbereiten. Der Maikäferfachmann Escherich erzählt, daß man bei einer Käferbekämpfung in der bayerischen Rheinpfalz einen besonderen Erfolg mit sogenannten „Saugbäumen" hatte. Es handelt sich dabei um freistehende, niedrige Laubbäume, in erster Linie um Eichen, die auf Kahlschlägen im Befallsgebiet stehengelassen wurden. Hier fanden die Käfer alles, was ihr Herz begehrt: Schwärmfreiheit, Nahrungsfülle und eine ideale Brutstätte zur Eiablage. Diese Einzelbäume übten also in weitem Umkreis eine ansaugende Wirkung auf die Käfer aus. Die Fangkolonnen aber konnten solche „Saugbäume" bequemer abschütteln als Bäume im dichten Bestand, und daher während der Schwarmzeit besonders gründliche Arbeit leisten. Man arbeitete mit Fangtüchern von 25 Quadratmeter Größe, die unter den Bäumen ausgebreitet wurden, und von denen die abgeschüttelten Käfer in Tonnen und nach Abtötung mit Schwefelkohlenstoff in Komposthaufen vereinigt wurden. — Tatsächlich konnte in dem genannten Gebiet, das jahrzehntelang besonders schwer unter der Engerlingplage zu leiden hatte, der Maikäfer durch immer neue Sammelkriege aus den Kulturen fast gänzlich vertrieben werden.

•

Wenn wir hier von den beiden in Deutschland vorkommenden Maikäferarten gesprochen haben, so erscheint zum Schluß die Frage berechtigt: Wodurch unterscheiden sich diese voneinander?

Man kann diese beiden Arten am besten an der Form der Hinterleibspitze unterscheiden: Bei der ersteren Art ist sie „einfach lanzettförmig und kräftig gestaltet", bei der zweiten Art ist sie „dünn, verengt sich plötzlich und weist vor der Spitze eine knotige Verdickung auf". Außerdem ist letztere Art kleiner und schmächtiger als erstere. Demgegenüber sind also die verschiedenen Färbungen, die man bei den Maikäfern beobachten kann und die ihnen im Volksmund die Bezeichnungen „Müller" und „Schuster" eingetragen haben, keine Unterscheidungsmerkmale für die beiden Arten. Übrigens sind auch die deutschen Namen Feldmaikäfer und Waldmaikäfer insofern irreführend, als sie nicht unbedingt den Lebensbedingungen der Käfer und ihrer Larven entsprechen. Denn die Pflanzendecke ist für das

(Fortsetzung Seite 23)

Wer mit holden Tönen kommt

Trio der Jüngsten

Besuch in einer Musikschule für Jugend und Volk

Der Gedanke an eine Musikschule weckt bei manchen Jungen Schreckensvorstellungen: Fingerübungen, stumpfsinnige Etüden, Noten- und Formelkram, und schließlich als Endeffekt: Vorspielen vor Onkeln und Tanten. Langweilige Musikschulen oder „Konservatorien" gab es und

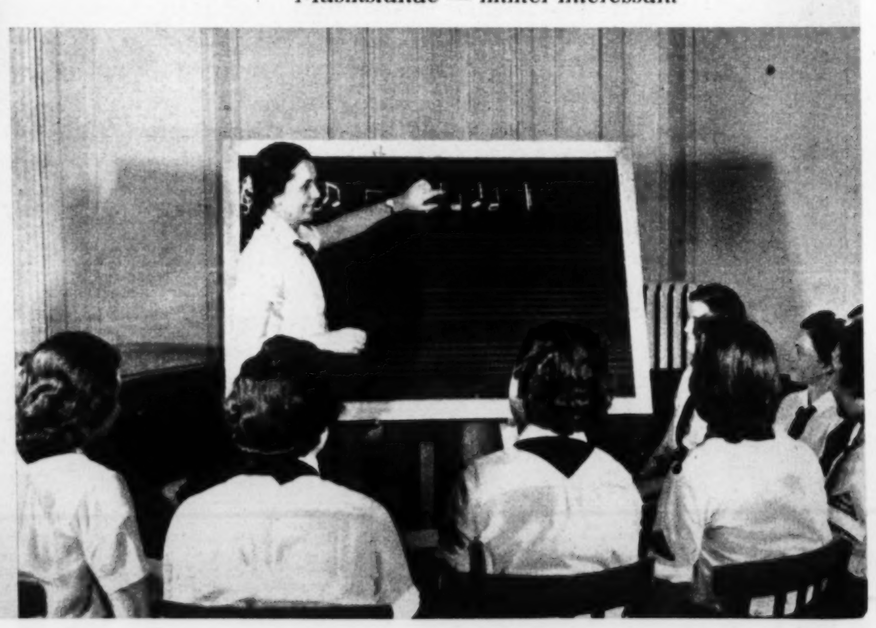
Die hochnotpeinliche Aufnahme

gibt es auch heute noch; aber inzwischen hat sich manches geändert, und so auch auf dem Gebiet der Musikschulen. Wie wäre es mit einer „Musikschule", in der junge Kameraden aus HJ. und BDM. und ältere, aber junggebliebene Lehrkräfte den Unterricht erteilen, in der ein frischer Gemeinschaftsgeist herrscht und in der nicht nur gepaukt, sondern viel gesungen und auf allen Arten von Instrumenten gemeinsam musiziert wird? Musikschulen, in denen oberstes Gesetz die Freude und Begeisterung an der Musik ist?

Gewiß, wer ein Instrument beherrscht, ist zu beneiden. Er weiß seine Freizeit mit Freude zu erfüllen, die Schönheiten der deutschen Musik stehen ihm offen, in jeder Gemeinschaft ist er mit seinen Fähigkeiten gern gesehen. „Wer mit holden Tönen kommt, überall ist der willkommen", hat einst Goethe gesagt und damit bis auf den heutigen Tag recht behalten. Fehlt uns also nur der Weg dahin. Der geht über die Musikschule und ist naturgemäß nicht nur mit guten Vorsätzen, sondern auch mit einigen Mühen, mit Arbeit und Unkosten gepflastert. Welche Musikschulen geben mir für meinen Aufwand an Zeit, Arbeit und Geld die beste Gewähr dafür, daß ich wirklich etwas erreiche?

Die Antwort heißt: die Musikschulen der Hitler-Jugend. Seit mehreren Jahren sind diese „Musik-

Musikstunde — immer interessant





Vier Hände — ein Gedanke!

schulen für Jugend und Volk" von der Hitler-Jugend und den Gemeinden aufgebaut worden, heute bestehen in über siebzig kleinen, mittleren und großen Städten des Reiches unsere Musikschulen, viele weitere sind im Entstehen. Auch in der Kriegszeit arbeiten sie in vollem Umfang weiter. Die Unkosten sind so niedrig gehalten wie möglich, durch Gruppenunterricht für Anfänger verteilen sie sich, und bei besonderer wirtschaftlicher Notlage treten noch Ermäßigungen ein. Jedes gewünschte Instrument kann man dort erlernen; zusätzlich nimmt jeder Schüler am Singen und an der Musikkunde teil, damit er über sein Instrument hinaus wirklich zur Musik geführt wird. Anmelden kann man sich jederzeit, die Banndienststelle erteilt Auskunft über die bisher vorhandenen Schulen, der Schulbesuch wird als HJ.-Dienst bewertet.

Wir besuchten die Musikschule für Jugend und Volk in Leipzig und brachten diese Bilder mit. Diese Musikschule wurde im Mai 1938 eröffnet und hat heute einen Schülerbestand von etwa 450 Schülern. Die alte Musiktradition der Stadt Leipzig verpflichtet die Schule besonders zu hochwertiger Arbeit. Sie hat in dem großen „Landeskonservatorium" ihren Sitz; in den Räumen, in denen einst Reger, Nikisch und andere Meister lehrten, spielt sich nun auch das Leben unserer Jugendmusikschule ab.

Wie man sieht, können die jüngsten Pimpfe schon eintreten, aber auch Jungen und Mädel unter dem Pimpfenalter fangen bereits an mit dem Singen und dem vorbereitenden Unterricht. Der jüngste Schüler ist etwas über sieben, die älteste Schülerin 21 Jahre alt; das entspricht also etwa den Altersstufen von Jungvolk, HJ. und BDM. Aus dem Lehrplan lesen wir ab, welche Instrumente gelehrt werden. Zunächst die Streichinstrumente: Geige, Bratsche, Cello und Streichbaß, dann die Holzblasinstrumente: Blockflöte, Oboe, Klarinette und Fagott, die Blechblasinstrumente: Fanfare, Trompete, Horn, Posaune, Baßtuba und schließlich Klavier, Orgel, Harfe und Gitarre. Es wird also nicht wie früher immer nur Klavier und Geige gespielt. Dazu kommen Schüler, die allein wegen des Singens und der Musikkunde die Schule besuchen.

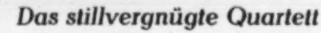
Wie schon erwähnt, sind diese beiden Fächer Pflichtfächer für alle Instrumentalschüler. Das unterscheidet die Musikschule bereits vom Konservatorium alten Stiles. Es werden nicht nur instrumentale Fertigkeiten eingepaukt, mit denen man schnell glänzen kann, sondern die Musik wird hier von Grund auf, d. h. vom Singen und von der musikalischen Form her erlebt. Musikkunde ist darum nicht trockene „Theorielehre", sondern praktische Auseinandersetzung mit den Formelementen der Musik. Die Jüngsten zum Beispiel lernen im Zusammenhang mit dem Singen bereits die rhythmischen Grundbegriffe; auf der Tafel angeschriebene Rhythmen werden nachgeklatscht und nachgeschritten. Und die Älteren lernen — immer im Zusammenhang mit Singen und Instrumentalspiel — das ganze harmonische und rhythmische Grundgerüst unserer Musik nicht nur mit dem Verstand, sondern mit Sinn und Gefühl erfassen.

Zum „Gruppenunterricht" muß auch etwas gesagt werden. Niemand denke, das sei kein vollwertiger Unterricht. Diese Anfängergruppen haben bis zu drei Schülern. Das hat nicht nur den Vorteil, daß der Unterricht wesentlich billiger wird, es ist auch interessanter und abwechslungsreicher, sich die ersten Anfänge gemeinsam zu erarbeiten. Außerdem kommt man sehr schnell zum Zusammenspiel mit den Kameraden und damit zum praktischen Musizieren. Ist man erst über die Anfangsstufen hinaus, so wird der Einzelunterricht notwendig. Neben den Unterrichtsstunden wird ständig das Gruppenspiel in Blockflötengruppen, Gitarrengruppen und klei-

Zwei Cellopimpfe — ganz bei der Arbeit







Das stillvergnügte Quartett



Nachwuchs für den Chor

nen Kammermusikgruppen und Chören gepflegt. Das Gemeinschaftsmusizieren und -singen ist ja überhaupt die Seele der Schule. Schließlich kommen die fortgeschrittenen Schüler in das Orchester des HJ.-Bannes Leipzig und können dort vor der Öffentlichkeit ihre Leistung zeigen.

Im Saal 19 Geigengruppe, Saal 4 Blockflöten, Saal 11 Gitarrenspiel, Saal 15 Klavier vierhändig, Saal 7 Chorgesang, und aus der Nachbarschaft dröhnt die Orgel auf den Gang hinaus. Ein buntes Bild für Ohren und Augen, ein Bild, das zuversichtlich stimmt, wenn wir an die Zukunft der deutschen Musik denken. In den Musikschulen für Jugend und Volk wird ein sicherer Grund gelegt, und das nicht nur für die Liebhaberei, sondern auch für den Berufsnachwuchs. Durch die Leipziger Musikschule gehen ständig junge fähige Musiker, die sich dann im Landeskonservatorium die Konzertreife erarbeiten. Sie stellt Nachwuchs für alle Instrumentengattungen, und von den Sängern sind schon einige in den berühmten Leipziger „Thomanerchor" aufgenommen worden, der als Jungenformation seit Jahren der Hitler-Jugend angehört.

Durch die Musikschulen für Jugend und Volk — durch unsere Musikschulen führt der Weg zur musikalischen Leistung!

K. L.

In der Heimat bewährt!

Daß der Hitler-Jugend ihre Aufgabe, die Arbeit der Heimat für den Krieg mit allen Mitteln zu unterstützen, gelungen ist, zeigt die Zusammenstellung einiger Einzelleistungen. Sie sind keine Spitzenleistung, sondern nur Beispiele für die hingebungsvolle Arbeit, die die Hitlerjungen und BDM.-Mädels zu bewältigen versuchen. Wir haben mit einigen Kameraden und Kameradinnen gesprochen. Sie sollen selbst das Wort ergreifen.

Die kleine Herzel aus Neisse sagt:

Daß auch wir Jungmädel uns am Kriegseinsatz beteiligen, ist ja eine Selbstverständlichkeit. Viel können wir ja nicht tun, aber etwas doch. Wir haben Schalen und Kräuter gesammelt. Die Schalen holten wir uns in den Häusern ab, und manche waren richtig unsere Kunden geworden, die Kräuter haben wir draußen gesammelt. Wir zogen geschlossen hinaus, und jede Jungmädelschaft wollte die andere übertreffen. Wer am meisten gesammelt hatte, konnte vorneweg in die Stadt zurückmarschieren. Meistens waren wir es. Aber einmal hatten die anderen mehr. Da waren wir am Schluß, denn wir hatten bloß sieben Wagen voll und die andern fünfzehn. Da haben wir uns richtig geschämt, daß wir eine so kleine Reihe waren. Die Schalen haben wir immer abgeliefert, aber jetzt wollen wir uns selbst Schweinchen halten. Ich glaube wohl, daß wir es können, es werden bestimmt Musterschweinchen. Wir freuen uns alle schon darauf, und wir wollen nochmal so viel sammeln. Aber viele sagen, daß sie nicht sehen könnten, wenn man die Schweinchen totmacht. Ich glaube, ich auch nicht. Aber es muß ja sein.

Und Ursula Natorp aus Mülheim:

Auch wir haben Kräuter gesammelt. Das ist sehr interessant und gar nicht langweilig. Mit unsern großen Tüten sind wir durch die Straßen marschiert und auf die Wiesen gegangen. Wir haben gesucht Spitzwegerich, Zinnkraut usw. Früher hatten wir immer gedacht, daß das alles Unkraut sei, aber jetzt haben wir gemerkt, daß man davon sogar Tee machen kann. Eine Stunde waren wir auf dem Felde und hatten dann schon unsere Tüten voll. Zu Hause haben wir alles auf einem Heuboden getrocknet und dann abgegeben.

Helga Siepmann:

Viele helfen auf dem Felde, ich aber bin bei Familien und helfe ihnen, besonders wenn sie viele Kinder haben. Das macht mir den meisten Spaß. Einmal war ich bei einer kranken Frau. Ich habe immer für sie eingeholt. „Siepmännchen", sagte sie, „was sollte ich nur machen, wenn du nicht wärst?" Ich habe auch immer alles gekriegt! Am liebsten habe ich bei einer anderen Familie die Kinder verwahrt. Der Uwe war ja schon sechs Jahre und ging allein, aber die beiden kleineren habe ich spazieren gefahren. Wenn Uwe sich raufte, habe ich ihn angespornt, daß er gewinnen sollte. Den beiden kleineren habe ich Geschichten erzählt. Besonders die von Onkel Knolle wollten sie immer hören. Die sind ja auch schön. Dem Uwe habe ich bei den Schularbeiten geholfen, obwohl es in den Ferien war, damit er nicht aus der Übung kommt.

Annelore Bestvater aus Bitterfeld:

Bei so kleinen Kindern zu sein, ist gewiß schön, aber bei mir in der Fabrik war es auch sehr nett. Vier Wochen lang war ich nämlich bei einer Fabrik in der Dunkelkammer beschäftigt und habe Filme verpackt, die für unsere Flieger bestimmt sind. In diesen vier Wochen habe ich vier Mütter vertreten, die acht Tage bezahlten Urlaub bekamen. Mir machte die Arbeit Spaß, obwohl man sich erst an die Dunkelheit gewöhnen mußte. Es gab nur rotes und grünes Licht, und ich mußte aufpassen, daß ich die Nummern auf den Filmen auch richtig erkannte. Es war sehr nett, und die Kameradinnen hielten mich wie ihr eigenes Kind, und als ich schließlich meine Zeit um hatte, schenkten sie mir Blumen. Richtig beladen kam ich wieder nach Hause.

Inge Jacob aus Kassel:

Ja, das ist das schönste, daß die Kollegen so nett zu einem sind. Ich bin als Straßenbahnschaffnerin gefahren, damit die Schaffner mal Urlaub machen konnten. Zuerst waren die Fahrer ja brummig, weil ich nicht schnell genug abklingelte. Aber das habe ich noch gelernt und auch das Ausrufen und noch viel mehr, denn wir hatten ja zuerst keine Ahnung. Aber nun bin ich eine richtige Schaffnerin, ich kann die Anhänger an- und abkoppeln und schiebe auch das Lichtkabel nicht mehr in den toten Stecker. Ungewohnt war es ja zunächst und auch anstrengend. Abends war die Schulter oft ganz rotgerieben von der schweren Tasche. Meine Tasche war vierzehn Pfund schwer. Da ist ja auch die Bibel drin, ein Fachausdruck für die Fahrscheinblöcke, und das viele Kleingeld. Wenn wir BDM.-Schaffnerinnen fuhren, war es immer ganz lustig im Wagen, obwohl man auch furchtbar überlegen mußte, besonders wenn der Wagen überfüllt ist, wie morgens, und es noch einmal so schnell gehen soll. Aber morgens waren meistens Arbeiter im Wagen, die hielten immer schon ihre Fahrscheine hin. Einmal habe ich eine Fahrt gehabt von der Endhaltestelle bis zum Herkules, das machte neunzig Pfennig, so eine Fahrt habe ich nie wieder gehabt. Die Leute mochten uns alle ganz gern.

Kd. Blenkner aus Ruhr-Niederrhein:

Das haben wir auch gemerkt, damals als so viel Schnee gefallen war bei uns im Industriegebiet. So viel Schnee hatte es lange nicht gegeben. Vom Bann aus hatten wir schon lange Einsatzscharen gebildet. Na, dachte ich, heute werden die uns doch sicher holen. Und richtig, der Jungzugführer kam vorbei und sagte Bescheid. Wir los zum Bahnhof, jeder mit einer Schaufel in der Hand und dann den ganzen Bahnhof freigeschaufelt, die Weichen befreit, Sand gestreut, die Schienenstränge in den Lokomotivhallen freigemacht. Überall krabbelten welche von uns herum. Der Bahnhofsvorsteher kam nachher und bedankte sich, obwohl das doch gar nicht nötig war, denn wir haben doch auch genug Spaß dabei gehabt.



Das Kriegsverdienstkreuz für Jungzugführer. Sie haben sich im Luftschutz ausgezeichnet



Drei in der weißen Kluft um einen Tisch. Links: Inge Jacob, die in Kassel als BDM.-Schaffnerin im Straßenbahnwagen fährt, in der Mitte Helga Siepmann, die in kinderreichen Familien beim Haushalt hilft, und Annelore Bestvater aus Bitterfeld, die durch einen vierwöchigen Freiwilligeneinsatz vier Müttern einen bezahlten Urlaub ermöglichte

Aus dem Sudetengau Kd. Protschka:

Ich finde auch, daß man im Schnee viel Spaß kriegen kann. Ich habe mit meinen Jungen im Sudetenland Postdienst gemacht. Viele Dörfer waren eingeschneit, und der Postautobus kam nicht durch. Da haben wir entweder mit dem Schlitten oder auch mit dem Rucksack und auf Schiern die Post in die Dörfer gebracht. Oft mußten wir am Tage bis zu fünfzehn Kilometer laufen, aber wir taten es gern, weil doch viele Feldpostbriefe dabei waren. Wenn wir in den Dörfern ankamen, sahen uns die Leute meistens schon und kamen zur Post gerannt, ob sie einen Brief hätten. Oft sind wir unterwegs bis zu den Knien eingesackt, und kalt war es auch, aber was machte das?

Lotte Dünnebrenk aus Westfalen:

Andere zu pflegen, ist schön. Ich hatte auch Gelegenheit, für andere zu sorgen, und zwar als schwere Luftangriffe auf unsere Stadt viele Familien obdachlos machten. Die wurden alle in einem Kloster untergebracht, und ich habe mitgeholfen, für die ganze Menge zu kochen. Einmal als wieder Alarm war, bin ich auf die Straße gegangen, ob



Zwei vom BDM., die in der Heimat ihre Pflicht getan haben. Während die Kameradin Dünnebrenk bei Bombenangriffen Mut, Umsicht und Geistesgegenwart gezeigt hat, tat sich Klein-Ursula Natorp beim Kräutersammeln sehr hervor



Robert Berger, ein Zwölfjähriger aus Klagenfurt, der freiwillig den Bauern bei der Ernte half

wohl etwas zu tun sei. Und richtig, da brannte ein Haus. Ich mit einem anderen Mädel und noch zwei Jungen hin, Wasser geholt und zu löschen versucht. Als es nicht ging, haben wir versucht zu retten, was zu retten war. Wir haben alles aus dem Fenster geworfen. Sogar aufs Dach sind wir gestiegen und haben es abgedeckt, damit das Feuer nicht übergreifen sollte. Alle haben mitgeholfen. Auf der Straße sah ich einen Mann, der ein Nachtschränkchen unter dem Arm hatte. Daraus verlor er von Zeit zu Zeit einige Dinge. Ich lief ihm nach, da war es auch einer von uns. Es hilft eben jeder!

Kd. Loose aus dem Norden:

Da muß eben jeder helfen! Als ich in einem Keller saß, hörte ich in der Nähe einen Einschlag und ging sogleich hinaus. Da war ein Haus getroffen worden, und wie ich hörte, sollte eine Frau noch im Keller eingeschlossen sein. Mit Beil und Hacke bin ich in den Keller eingedrungen und habe erst einmal die Wasser- und Gashähne zugedreht. Dann haben wir die Frau herausgeholt. So hatte ich immer zu tun gehabt, Sperrtafeln aufgestellt, den Lösch- und Räumtrupps den Weg gewiesen, an den Absperrstellen Lampen aufgehängt; es gab genug zu tun!

Kameradin Krebock aus Oberschlesien:

Und ich bin ein Mädchen aus Bielitz am Fuße der Beskiden! Wir haben uns vorgenommen, die Gräber auf dem Heldenfriedhof in Bielitz zu schmücken. Das ist ja unsere Pflicht. Wir sind in den Wald gegangen und haben Tannenzweige gesucht und zu Sträußen gebunden. Es lag noch Schnee, und durch den Schnee sind wir mit unseren Tannensträußen zum Heldenfriedhof gegangen. Er liegt ganz schön am Fuß der Berge. Zu jedem Grab sind wir gegangen, legten die Sträuße nieder und lasen noch einmal andächtig seinen Namen und dankten ihm in unserm Herzen!

Major Julius Buckler: 4. Fortsetzung und Schluß

ERNST UDET

ein deutscher Flieger

Ich schleife mit der linken Fläche über die Startbahn, daß der Staub aufwirbelt. Ich drehe Loopings mit stehendem Propeller, reiße wenige Meter vor den Tribünen die Maschine wieder hoch. Schließlich ende ich mit einer Tellerlandung genau an dem Platz, von dem ich gestartet bin. Vielleicht hätten die anderen es ebensogut gemacht, wenn sie in meinem leichten „Flamingo" gesessen hätten. So aber hatten sie ihre schweren Maschinen und ich den Erfolg . . ."

Konnte sich Deutschland einen würdigeren Vertreter wünschen, und kann man sich einen so erfolgreichen Flieger wie Udet vorstellen, der selbst im Rausche seines scheinbar unmöglichen Erfolges noch nach Gründen sucht, warum gerade er und nicht die anderen als Sieger das Feld verließen?

Ein für die Amerikaner sowohl als auch für Udet bezeichnendes Vorkommnis auf dieser Flugveranstaltung mag hier noch erwähnt werden. In ihrer Sucht, alles zu übertreiben, hatten die Amerikaner einen „gewissen Herrn Müller" erfunden, der im Weltkriege Ernst Udet angeblich das Leben gerettet haben sollte. Er sollte nun seine Heldentat dem Publikum vor dem Mikrophon berichten. Man stelle sich die seelische Verfassung eines Menschen vor, der in Gegenwart dessen, den er angeblich gerettet haben soll, in Wirklichkeit aber niemals in seinem Leben auch nur gesehen hat, von dieser ach so großen Tat berichten soll!

Was aber tat Ernst Udet?! Er strafte diesen „Helden" mitsamt seinen geschäftstüchtigen Managern nicht etwa Lügen, wie das ein anderer wohl getan hätte und wie das menschlich auch durchaus begreiflich gewesen wäre. Im Gegenteil! „Give him a chance!", das in gleicher Weise berühmte wie berüchtigte amerikanische Sprichwort ging ihm durch den Kopf, und er gab diesem „Gentleman" seine Chance.

„Ich danke Ihnen, Herr Müller!" sagte Ernst Udet laut und vernehmlich und gab ihm die Hand.

Kann man das Menschlich-Allzumenschliche, das in manchem Zeitgenossen schlummert, der „seine" Gelegenheit, zu einem billigen Erfolge zu gelangen, beim Schopfe ergriff, besser illustrieren und zugleich auch besser parieren, als Ernst Udet das in blitzschneller Erfassung des Augenblickes tat?

So ist Ernst Udet durch die schweren Jahre der Nachweltkriegszeit gegangen: das Gedächtnis an die toten Kameraden der grauen Front im Herzen, den Glauben an die Wiederauferstehung und damit an die neue Zunkunft der deutschen Fliegerei als Überzeugung in sich tragend, aber auch — und das ist vielleicht das Entscheidende gewesen — den unbedingten Willen, an dieser fliegerischen Wiederauferstehung Deutschlands nach besten Kräften beizutragen.

Und so kam dann auch die Zeit des Einsatzes Ernst Udets an wirklich maßgebender Stelle, die Stunde der ganz großen schöpferischen und organisatorischen Bewährung. Der Aufbau der neuen deutschen Wehrmacht und insonderheit der der deutschen Luftwaffe brachte ihm das große Arbeitsfeld, das ein Mann seiner Kenntnisse und seines Formates benötigt, um sich auswirken zu können.

Wir alten Flieger empfanden es damals als eine Erlösung, als der Reichsmarschall Ernst Udet neben sich berief und mit seiner neuen Aufgabe betraute. Denn wir, die wir ihn im Weltkrieg kämpfen und siegen gesehen und ihn in der Nachweltkriegszeit als unbeirrbaren Mahner und Prediger des Glaubens an die alten Fliegerideale erlebt haben, wußten, hier wird der richtige Mann an die richtige Stelle

gesetzt. Wenn es einem gelingen konnte, gleichsam aus dem Nichts heraus und noch dazu fast über Nacht etwas Neues und dabei doch wirklich Einmaliges zu schaffen, dann war es Ernst Udet!
Eile tat not. Denn eine mißgünstige Welt gönnte dem neuen Deutschland seinen Wiederaufstieg nicht, wollte ihm seinen Platz an der Sonne verweigern. War bereit, dieses neue Deutschland so bald wie möglich abermals und diesmal noch gründlicher als nach 1918 zusammenzuschlagen und auszulöschen. Alles kam darauf an, diesen Plänen zuvorzukommen.
Der Luftwaffe fiel bei der Vorbereitung der Pläne eine besonders wichtige Aufgabe zu. Wie groß Ernst Udets Verdienste um die Schaffung des jüngsten deutschen Wehrmachtteiles sind, kann aus verständlichen Gründen heute noch nicht eingehend dargelegt werden. Das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes und die Beförderung zum Generaloberst in der historischen Reichstagssitzung vom 19. Juli 1940 aber sprechen aus, daß Udet auch im jetzigen Kriege einer unserer verdientesten Soldaten gewesen ist. Das Staatsbegräbnis, das der Führer für den toten Ernst Udet befahl, brachte seine Verdienste symbolisch zum Ausdruck. Und der Reichsmarschall faßte in seiner ergreifenden Gedenkrede all die Liebe und die Verehrung, aber auch die unvergängliche Dankbarkeit, die das deutsche Volk seinem Ernst Udet entgegenbrachte, schuldete und immerdar schulden wird, in die Worte zusammen: „Mein bester Kamerad . . ."
Nun ist Ernst Udet tot. Mitten in den Sielen ist er gestorben. Es ist hier nicht der Ort und es ist auch nicht die Zeit, sich darüber zu verbreiten.
Es liegt etwas Tragisches in der Tatsache, daß Ernst Udet, der den ritterlichen Kampf Mann gegen Mann so liebte, bestand und wertete, selbst nicht in diesem Kampf, sondern in der Phase, die seiner Vorbereitung dient, gefallen ist. Und doch hat gerade dieser Tod auch wieder etwas Versöhnendes an sich. Denn für Ernst Udet gilt damit wie für alle unsere großen Flieger aus dem Weltkriege und wie auch für Werner Moelders, den größten deutschen Flieger dieses Krieges, das stolze Wort: vom Feinde unbesiegt!
So hat auch Ernst Udet sein Leben für dieselbe große Idee hingegeben, für die seine Kameraden schon im Weltkriege starben und für die in gleicher Todesbereitschaft auch die Kameraden des jetzigen Krieges ihr Letztes und Höchstes einsetzen. Er hat sein Leben einströmen lassen in den Fluß unseres gemeinsamen deutschen Schicksals und hat damit das beste von allem getan, das ein Mann überhaupt tun kann.
Wer wie Udet zeit seines Lebens in guten wie in bösen Stunden Soldat war, mußte dieses Leben irgendwie auch als Soldat beenden. Denn der Strohtod paßt nicht für einen Mann wie Ernst Udet, und das Vorsterben des Soldaten ist auch eine Aufgabe.
Ihr aber, liebe Jungen, die ihr diese Zeilen lest, und die ihr euch in jugendlichem Eifer mit Recht an diesem Heldenleben begeistert, sollt sein Leben und sein Werk zugleich auch als eure Aufgabe empfinden, an der mitzuarbeiten eure Pflicht ist. Denn wenn einer der deutschen Jugend nahestand, dann war es Ernst Udet, und wenn ein Großer euch liebte, dann er.
Und so sollen denn auch am Schluß dieser Zeilen des Gedenkens und der Würdigung eines der größten Söhne unseres ewigen deutschen Volkes, von dem ich das Glück habe, sagen zu können, daß er mir kein Fremder war, jene Worte stehen, die er euch gewidmet hat, unserer deutschen Jugend, die unser Glück und unsere Hoffnung ist:

‚Das Schicksal hat es jedem von uns in die eigene Hand gegeben, ob wir Krämer sein wollen oder Soldaten, ob wir das Leben genießen wollen oder unser Glück für nichts achten vor einer Idee, die die kleine Barke unseres Daseins in den ewigen Strom der Geschichte hinausträgt."

Was mir ein Finne erzählte!

(Fortsetzung von Seite 5)

wjetischen Offizier, der einen Pelzmantel trug, sich die Finger rieb und im Schnee trampelte. Er ließ mich fragen, wo ich herkomme, und wollte mich aushorchen. Er fragte mich: Wie breit ist die Mannerheimlinie? Darauf sagte ich ihm: Ein Meter fünfzig. Wie, sagte er, ein Meter fünfzig? Ja, sagte ich, so breit muß ein Graben sein, in dem finnische Soldaten liegen. Hm, hm, sagte er, und wo liegt die Mannerheimlinie? Worauf ich antwortete: Überall, wo ein Graben ein Meter fünfzig breit ist. So offenbar verhöhnt, versuchte der russische Offizier, mich gefügiger zu machen oder mich gar beiseiteschaffen zu wollen, denn er gab einem seiner Soldaten den Befehl, mich abseits zu führen. Ich habe aber mein Leben noch nie verlorengegeben, und auch in jenem Augenblick dachte ich daran, wie ich entkommen könnte. Ich hörte, wie man dem Soldaten, der mich wegführen sollte, zurief, daß er sich beeilen möge. Aber dann hat er sich doch nicht beeilt. — Ich weiß nicht, ob man ihn gefunden hat, denn ich habe ihn ganz mit Zweigen zugedeckt. Ich könnte Ihnen vielerlei erzählen von dem, was ich auf dem Rückweg zu meiner Truppe erlebt habe. Aber ich merke gerade, daß man es schlecht erzählen kann. Vielleicht weil ich die deutsche Sprache nicht so genau kenne, aber es war schlimm. Zurückgekommen bin ich aber doch."
Da saßen wir nun in einem Café, tranken Bier und hörten an diesem ganz und gar unpassenden Ort Dinge, die in einem Heldenbuche verdienten aufbewahrt zu werden. Es gibt so viele Umstände des Alltags, die es einem schwer machen, den Ewigkeitswert von Geschehnissen zu erkennen. Erst die Vergangenheit löscht den Alltag und läßt das Beständige um so stärker herausleuchten, so wie man in der Nacht die Sterne besser sieht als am Tage. Doch sollten junge Menschen auch schon mitten im Alltag begreifen, was ungeheuerlich ist und bestehen bleibt. Ich bin jung, und ich fühlte mich von dem, was jener Finne sagte, auf eine einmalige Art ergriffen, daß ich hätte aufstehen mögen, um dem Klavierspieler auf die Schulter zu klopfen und ihm zu sagen: Freund, hör auf, hier werden große Dinge erzählt. Aber natürlich konnte ich das nicht.
Der Finne erzählte weiter: „Als der Krieg zu Ende war, bin ich nach Petsamo gekommen. Ich habe mit meiner Frau in einem Teile Kareliens gelebt, den wir den Sowjets abtreten mußten. Es war ein kleines Haus, aber ein Haus, an dem mein Herz hing. Ich bin, bevor ich nach Petsamo kam, im Zuge unseres Rückmarsches dort vor-

beigekommen und durch das kalte Haus gegangen. Ich habe die Veranda gesehen, auf der wir im Sommer zu sitzen pflegten, das Klavier, auf dem sie deutsche Lieder spielte. Das sollten die Sowjets nicht bekommen. Ich habe eine Handgranate unter das Klavier gelegt und es zersprengt, ich habe mein Haus mit Benzin übergossen und verbrannt. — Und jetzt kann ich zum erstenmal zurück zu meiner Frau. Ich habe sie, wie gesagt, fast zwei Jahre nicht gesehen, und ich habe beinahe Angst davor. Können Sie das verstehen?"
Wir verstanden es.

„Müller" oder „Schuster"

(Fortsetzung von Seite 16)

Vorkommen der betreffenden Arten weniger maßgebend als die sonstigen Boden- und Klimaverhältnisse. Trotzdem ist eine Unterscheidung der Arten insofern von größter Wichtigkeit, als sie die Grundlage bildet für eine einwandfreie Aufklärung der Flugjahrfrage, was sich aus der Tatsache ergibt, daß in den Gegenden, in denen der „Feldmaikäfer" drei Jahre für seine Entwicklung braucht, der „Waldmaikäfer" vier Jahre benötigt, und daß in klimatisch besonders ungünstigen Gegenden (Ostpreußen) bisher nur bei letzterer Art eine Entwicklungsdauer von fünf Jahren beobachtet worden ist, während wiederum im Süden die dreijährige Entwicklungsdauer lediglich für den Feldmaikäfer zutrifft.
Die Aufgabe, die dem Menschen in der Maikäferbekämpfung gestellt ist, führt den Nachdenkenden schließlich wohl zu der Frage: Wie kommt es, daß der Maikäfer im Verein mit seiner Engerlinglarve in vielen Gegenden überhaupt zu einer solchen Landplage werden konnte? Und warum hat er nicht schon zur Zeit der alten Germanen, denen er bereits bekannt war und als Bote zwischen Wotan und Frigga galt, Wälder und Felder vernichtet? Die Antwort auf diese Frage, die letzten Endes wohl die Frage nach der „Unsterblichkeit" der Maikäfer ist, muß lauten: Erst die immer weiter fortschreitende Forst- und Feldkultur schuf dem harmlosen Insekt im Laufe von Jahrhunderten den Boden für seine Massenvermehrung, so daß seine natürlichen Feinde, in erster Linie die insektenfressenden Vögel, sowie Fledermäuse und Maulwürfe im Sinne eines natürlichen „Ausgleichs" versagen mußten. Und so muß es wiederum jetzt der Mensch sein, der einer Plage steuert, die er — ohne es zu wollen oder zu wissen — selbst veranlaßt hat.

Hans Knothe

Die Aufnahmen stammen von: Leitl (1), Klerk (2), Slapak (1), Risch (5), Mahlert (1), PTA. (2), Scherl (3), Mauritius (4), Soltmann (7), Baumann (2).
Graphische Gestaltung: Felber.

Hauptschriftleiter: Herbert Reinecker, Berlin. Verlag: Franz Eher Nachf. G. m. b. H. (Zentralverlag der NSDAP.), Zweigniederlassung Berlin SW 68. — Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68. — Zur Zeit ist Preisliste Nr. 1 vom 1. 4. 1939 gültig.

Küchenmeister Lecker sagt:

„Hoher Eiweiss-Gehalt wie wichtig gerade jetzt!“



Küchenmeister Lecker hält oft Vorträge vor seinen Berufsgenossen. Besonders gerne spricht er dabei über Huber's Milcheiweißkost. Das ist eine wirklich zeitgemäße und wertvolle Sache für den Koch in der Großküche! Hier wird aus den Angaben über Nährwert usw. auch kein Geheimnis gemacht. Herr Lecker kann das, was er sagt, immer anhand genauer Analysen beweisen.

HUBER'S Suppen
HUBER'S Tunken
HUBER'S Nähr- und Bindemittel

Diese haltbaren Trockenkonserven, die schnell zuzubereiten und vielseitig verwendbar sind, entstehen aus hochwertigen deutschen Nahrungsgütern — Milch, Getreide, Kartoffeln! — durch die Anreicherung mit natürlichem Eiweiß.

Alle näheren Angaben über Nährwerte, Angebote und wertvolle Hinweise für die Verwendung von Huber's Milcheiweißkost erhalten Sie auf Wunsch bereitwilligst und unverbindlich, schriftlich oder durch unsere Mitarbeiter, die besonders geschulte Fachleute sind.

Nahrungsmittelfabrik

H.F.HUBER&Co.

Hamburg-Lokstedt, Osterfeldstraße 6

HUBER'S MILCHEIWEISSKOST





Erfinder brechen die Blockade

Von Anton Zischka. Diese Broschüre ist als Band 1 der Gruppe II: „Deutsche Arbeit“, in der Schriftenreihe der NSDAP. erschienen und soll dem deutschen Volksgenossen die ihn im heutigen Schicksalskampf besonders bewegenden Lebensfragen beantworten und ihm ein selbständiges und politisch sicheres Urteil über die gegenwärtige Lage ermöglichen. Von der Blockade im Weltkrieg ausgehend, entwickelt der Verfasser das Ringen und die Freimachung der deutschen Wirtschaft von der Abhängigkeit dem Ausland gegenüber. Preis nur RM. 1,—. In allen Buchhandlungen erhältlich.

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. GmbH., Berlin.



Er solle sich was schämen!

So sagt der Major in dem Buch von Hopstein-Rütters „Wächter an der Pforte“*) zu dem Bäckerssohn Philipp bei der Musterung. Denn der Arzt stellte fest, daß der Philipp wegen seiner schlechten Zähne vorerst nicht militärdienstfähig war. Der Vater tobte, er sagte, er würde ihn enterben, wenn er nicht zum Kommiß käme.

Zahnpflege ist eben von Jugend an notwendig, wenn die Zähne erhalten bleiben sollen. Als vorzügliche und preiswerte Zahnpflege ist Blendax-Zahnpasta weit und breit bekannt.

*) Müllersche Verlagshandlung, Planegg vor München 1941.



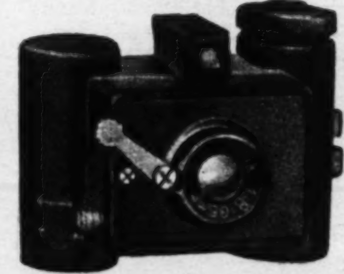
25 ₰ **Blendax** 45 ₰

Wirksam gegen Ansatz von Zahnstein

Anzeigentexte und Druckstöcke

bitte nur an folgende Anschrift zu senden:
Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. G.m.b.H.
Anzeigenabteilung „Junge Welt“
Berlin SW 68, Zimmerstr. 89-91

Glücklich ist, wer eine SIDA KAMERA besitzt (RM. 1,50 oder 2,50)



An der Front — beim Sport — zur Erholung — wird dieses deutsche Photo-Wunder wegen der herrlich scharfen Bilder und idealen Handlichkeit von vielen hunderttausend Amateuren fleißig benutzt. Sind auch Kameras vorläufig nicht mehr verfügbar, ist doch der SIDA-FILM Super-Isodux 29° / 10 Aufnahmen, besonders feinkörnig und hochempfindlich, in den einschlägigen Photogeschäften erhältlich. Wo nicht, wird Anfrage erbeten unter Angabe der Adresse Ihres Photohändlers

SIDA G.m.b.H. BERLIN-Charlottenbg. 4/96

Schuhe wollen Collonil



BEIM WEHRSPORT

wird durch die Schießausbildung mit dem Gewehr oder der Nahkampfwaffe - der Pistole - die Geistesgegenwart, die Willenskraft und der Mut in hervorragendem Maße geschult. Über Wehrsportwaffen erfahren Sie Näheres in unserem Prospekt E 36/11



ERMA - B. GEIPEL - GMBH
ERFURT

Hitler-Jugend-Bekleidung

lieferbar nur gegen einzusendende Bezugsscheine

Schi-Hosen
Gr. 38, 40, 42 15,10
Gr. 44, 46, 48 17,60
Gr. 50, 52,— 20,90

Winterblusen
Gr. 38, 40, 42 14,35
Gr. 44, 46, 48 15,60

Schi-Mützen 3,50

HJ.-Braunhemd
Gr. 75 4,87
Gr. 80 5,13
Gr. 85 5,65
Gr. 90 5,65
Gr. 95 6,24
Gr. 100 6,56
Gr. 105 6,56
Gr. 110 7,08

Genua-Cord-Hosen
Gr. 38, 40, 42 8,50
Gr. 44, 46, 48 9,50

Tuch-Breeches 18,50

HJ.-Führ.-Mütze 10,50

HJ.-Trikot
Extra-Rock . . 65,—

Braunhemd, 2 Kragen
7,50 u. 11,90

BDM.-Westen, gefütt.
Gr. 38, 40, 42 14,—
Gr. 44, 46, 48 15,50

BDM.-Blusen . . . 4,50

Achtung!!
Auf Dienststellenbescheinigung noch lieferbar kleine

Genua-Cord-Hosen
Gr. 10, 11, 12 7,45

Sommerhosen
Gr. 10, 11, 12 6,—

Uniform-Degner

Berlin SW 11
Saarlandstr. 105

Versand erfolgt nur per Nachnahme und gegen Bezugsscheine

Inserieren bringt Erfolg

Alle wichtigen Teile der schnellen und formschönen NSU-Quick, Motor und Getriebe, Rahmen und Gabel, werden bei NSU aus einem Guß hergestellt

Das Herz der NSU-Quick, der 100-ccm-NSU-Zweitaktmotor, leistet 3 PS, ist schnell in der Ebene und kräftig am Berg . . .

Hunderttausend kluge Leute fahren heute schon NSU-Quick, sind überall pünktlich und sparen Zeit . . .

Vor allem aber sparen sie Geld, denn 1 Kilometer kostet auf NSU-Quick nicht ganz 1 Pfennig.

NSU QUICK

NSU WERKE AKTIENGESELLSCHAFT NECKARSULM



VELVETA

enthält alle feinen und wertvollen Nährstoffe der Vollmilch in idealer Ausgeglichenheit und in köstlicher Zubereitung.
Deshalb schmeckt er so gut und deshalb ist er auch ganz besonders bekömmlich.





Spielmannszüge
durch mein
Spezialangebot
Zahlr. Anerkennung. von MZF., SZ. usw.
Günst. Teilzahlung
Äußerst bill. Preislage
Fordern Sie Katal. 9 kostenlos.

Josefine Ranft
Pausa i. V.

